Philothee

oder

die ersten

Lehren der Religion

von

Villaume.

Fünfter und letzter Theil.

Berlin und Libau,

bei Lagarde und Friedrich.

1788.

Von der
Unsterblichkeit der Seele.

Zweite Abtheilung.

Moralische Beweise,
daß die Seele nach dem Tode fortlebt,
aus dem Willen des Schöpfer's und seinen Absichten mit dem Menschen.

Von der

Unsterblichkeit der Seele.

Zwote Abtheilung.

Moralische Beweise.

Neuntes Gespräch.

Uebergang zu den moralischen Beweisen.

Vater.

Wir sind nun, meine Geliebten, in unsern Untersuchungen so weit gediehen, daß wir mit der größten Wahrscheinlichkeit erkannt haben, daß unsere Seele nicht Materie ist, ja, daß sie etwas Unzusammengesetztes, ein Eins, und mithin, nicht allein den Kräften in der Natur, sondern an und für sich, untheilbar und unzerstörbar seyn muß. Es ist keine Kraft, selbst die göttliche Allmacht nicht, vermögend, sie aufzulösen.

Der Tod des Körpers kann sie also nicht angreifen. Er ist, so wol, als jede Zerstörung in der Natur, nichts anders, als Auflösung, Trennung der Theile; er kann also der Seele, einem einfachen Wesen, nichts anhaben.

Also dauert unsre Seele fort; sie kann in Ewigkeit nicht zerstört werden. Tod und Verderben sind ihr nichts.

Ferd. Es fürchten sich doch aber alle Menschen vor dem Tode. Da haben sie sehr Unrecht. Denn es kann ihnen ja der Tod nichts thun, er nimmt ihnen nur den Körper; das Leben aber nicht.

Vat. Du hast nicht unrecht, mein Kind. Du mußt aber bedenken, daß nur wenige Menschen die Sache untersuchen können; sie haben zwar alle die Hoffnung eines zukünftigen Lebens nach dem Tode; ihre Hoffnung aber ist ungewiß und schwankend. Die Sinne sind fast ihr einziges Merkmal der Wahrheit; und die Sinne sind der Hoffnung der Unsterblichkeit nicht günstig. Sie sehen nichts, als Tod und Verwesung; die überlebende Seele entgeht ihnen. Die

Sinne sehen das Leben, die Kraft der Seele, mit den Kräften des Körpers zunehmen und hinschwinden; was können sie anders vermuthen, als daß die Seele, die während dem Leben immer das Schicksal des Körpers theilte, auch im Tode kein andres Schicksal haben wird; d. h. daß sie mit dem Körper stirbt.

Uebrigens könnte eine beßre Erkenntniß von der Gewißheit eines zukünftigen Lebens, wenig Menschen ganz trösten. Die mehresten Menschen kennen keine größere Glückseligkeit, als die Güter der Erde, als sinnlichen Genuß. Diese aber folgen dem Menschen in jenes Leben nicht; und wer weiß, wie jener Zustand beschaffen seyn wird? Wer in diesem Leben keine andre Glückseligkeit kannte, als Essen und Trinken, oder Reichthum oder Ehrenzeichen; verspricht sich von jenem Leben sehr wenig, weil er sieht, daß er alle diese Dinge hinterlassen muß. Also ist er eben nicht begierig, jenes höhere Leben zu genießen; und es thut ihm weh, alles, was er liebt und kennt, zu verlieren. Aus diesem Grunde denken sich fast alle

Menschen ihre irdischen Freuden in jenes Leben hinein. Unsre alten Germanier, deren einziges Geschäfft die Jagd und der Krieg, und deren größter Genuß Essen und Trinken waren, dachten in ihrem Valhalla Pferde, Waffen und Gastmäler zu finden.

Aber mein lieber Ferdinand, du hast dich übereilt.

Ferd. Wie so, mein Vater?

Vat. Daß du sogleich von der Einfachheit der Seele auf ihr fortdaurendes Leben geschlossen hast.

Ferd. Wenn aber die Seele nicht zerstört werden kann, so muß sie ja wol fortleben! Wie kann man daran zweifeln?

Vat. Darin steckt eben dein Irrthum, daß du Fortdauer und Leben mit einander verwechselst, und als Eins ansiehst.

Ferd. Ist denn Fortdauern und Leben nicht einerlei?

Vat. Nein, mein Lieber. Das will ich dir gleich zeigen.

Du weißt, daß die alten Aegyptier die Kunst erfunden hatten, die Leichname durch Einbalsamirung unverweslich zu erhalten.

Ferd. Ja. Solche einbalsamirte Körper sinds, was wir Mumien nennen; und diese haben sich seit mehreren Jahrtausenden erhalten.

Vat. Gesetzt, man erfände die Kunst, den ganzen Körper so zu erhalten, wie die Aegyptier die festen Theile desselben erhielten: nicht wahr, dann würde der menschliche Körper nach dem Tode fortdauern?

Ferd. Richtig.

Vat. Würde man aber auch sagen können, daß er fortlebt?

Ferd. Nein. Er wäre und bliebe demohnerachtet immer todt.

Vat. Also siehst du, daß Fortdauer und Leben nicht einerlei ist.

Ferd. Ja, das sehe ich.

Vat. Also haben wir zwar die Fortdauer der Seele nach dem Tode erwiesen; daraus

folgt aber noch nicht, daß sie auch fortleben wird. Nicht wahr?

Ferd. Das ist gewiß.

Vat. Nun müssen wir untersuchen, worin der Unterschied zwischen Fortdauer und Leben besteht, um zu sehen, ob etwa bey der Seele eines aus dem andern folgen möchte. Denn was hülfe es uns, daß die Seele fortdauerte, wie etwa eine leblose Mumie?

Wilh. Worin wollen wir aber diesen Unterschied setzen?

Vat. Dazu müssen wir den lebenden Körper mit der Mumie vergleichen. Diese Vergleichung wird uns die Merkmale des Lebens zeigen.

Wilh. Der Unterschied zwischen beiden ist auffallend. Die Mumie ist unbeweglich, der lebendige Körper aber hat viele Bewegungen.

Ferd. Aeußere und innere, mechanische und willkührliche Bewegungen.

Vat. Ganz recht. Also würde das Leben des Körpers in der Fortdauer seiner Kräfte, und in der Wirksamkeit derselben, bestehen?

Wilh. Wie ich nicht anders weiß. Denn sobald diese Kräfte in endliche Unthätigkeit versinken, heißt der Körper todt, ob er gleich noch ganz ist.

Ferd. Freilich. Denn in den ersten Stunden nach dem Tode ist der Körper noch unversehrt und ganz; er ist aber todt, weil alle seine Kräfte ohne Wirksamkeit sind, und nichts mehr verrichten können.

Vat. Richtig. Das Leben des Körpers besteht in der Anwendbarkeit seiner Kräfte. Die Unthätigkeit derselben ist der Tod.

Was wäre denn nun aber, nach diesen Grundsätzen, das Leben der Seele?

Ferd. Nichts anders vermuthlich, als die Thätigkeit ihrer Kräfte.

Vat. Getroffen. Aber welche sind denn die Kräfte der Seele?

Ferd. Denken, Wollen, den Körper bewegen und regieren.

Vat. Gut. Fällt aber nicht eine von diesen Wirkungen der Seele durch den Tod augenscheinlich und nothwendig weg?

Wilh. Ja, die Bewegung und Regierung des Körpers. Denn wie will die Seele einen Körper bewegen und regieren, wenn sie keinen Körper hat?

Vat. Da seht ihr also, daß der Tod des Körpers schon einen Theil des Lebens der Seele vernichtet. Fortdauer ist also noch nicht Leben.

Ferd. Aber das Denken und Wollen kann doch bleiben?

Vat. Vielleicht; aber solltest du nicht selbst die Schwierigkeit sehen?

Ferd. Ich sehe keine, denn der Körper denkt doch nicht.

Vat. Das wol nicht; aber er dient der Seele als Werkzeug dazu.

Wilh. Wie so?

Vat. Die Seele kann nicht denken ohne Vorstellungen zu haben.

Wilh. Allerdings nicht; weil denken nichts anders ist, als Vorstellungen vergleichen. Also muß man Vorstellungen haben, wenn man denken will.

Vat. Nun aber ist der Körper das Werkzeug, wodurch die Seele Vorstellungen bekommt. Denn wir haben keine Vorstellungen, als durch die Sinne, durch das Gefühl, das Gesicht, das Gehör ꝛc. Diese aber sind in dem Körper.

Ferd. Dieß beweiset, daß die Seele des Körpers bedurfte, um Vorstellungen zu erlangen, da sie noch keine hatte. Daraus folgt aber nicht, daß die Seele nunmehr ohne Körper nicht denken kann, weil sie jetzt schon eine Menge Vorstellungen durch die Sinne erhalten hat.

Wilh. Ja; sie dürfte jetzt nur über ihre Vorstellungen nachdenken.

Vat. Schön, meine Kinder! Jetzt möchte sie wol den Körper und die Sinne entbehren können, die ihr sonst nöthig waren.

Man bemerkt aber, daß die Seele nicht gut denkt, wenn der Körper schwach wird, oder in irgend eine Unordnung geräth.

Wilh. Dagegen haben Sie uns schon eine gute Antwort gegeben.

Ferd. Sie sagten, es könnte daher kommen, daß der Körper die Seele störte. Wir denken nicht mit den Zähnen, sagten Sie, dennoch können wir nicht gut denken, wenn wir Zahnschmerzen haben; weil der Schmerz die Aufmerksamkeit der Seele von ihren Gedanken abwendet.

Wilh. Die Denkkraft bliebe also in der Seele, und könnte nach dem Tode noch besser wirken; weil sie vom Körper nicht gestört würde.

Vat. Das ist gut. Es bleibt aber noch eine Schwierigkeit übrig.

Ferd. Welche denn? Es giebt ja in der Sache so viele Schwierigkeiten?

Vat. Nicht anders, mein Kind. Und wie könnte eine Untersuchung leicht seyn, wobei uns die Sinne ganz und gar nichts helfen können?

Die Schwierigkeit, wovon ich rede, ist folgende.

Wir müssen Vorstellungen haben, wenn wir denken sollen.

Die Vorstellungen durch die Sinne hören mit dem Tode auf.

Also können wir in jenes Leben keine andre Vorstellungen mitnehmen, als die, welche wir im Gedächtniß behalten.

Ferd. Da sehe ich aber keine Schwierigkeit. Wir haben Gedächtniß.

Vat. Habe nur Geduld, die Schwierigkeit wird schon kommen.

Was würdest du sagen, wenn das Gedächtniß körperlich wäre?

Ferd. Das wäre freilich eine mißliche Sache. Dann gienge das Denken der Seele nach dem Tode, und mit demselben das Leben verloren, weil es der Seele an Stoff zum Denken fehlen würde. Ist denn aber das Gedächtniß auch in der That körperlich?

Vat. Man hat die größte Ursach, solches zu glauben.

Ferd. Was helfen uns denn alle unsre vorigen Betrachtungen? Was hilft uns die Immaterialität und Einfachheit der Seele? Was gewinnen wir, daß wir uns ihrer Fortdauer versichert haben? Da wäre ja nun auf einmal alle Hoffnung verloren!

Vat. Du bist sehr rasch, mein lieber Ferdinand. Schnell fassest du Hoffnung; und eben so schnell lässest du sie wieder fahren.

Wilh. Aber lieber Vater, giebt es denn ein Mittel, unsre Hoffnungen zu retten? Mich deucht auch, daß alles verloren ist.

Vat. Noch nicht ganz. Zweyerley bleibt uns noch immer übrig.

Wilh. Und was ist denn das?

Vat. Vorerst, dieses. Wenn auch das Gedächtniß körperlich ist, so hängen an dem Körper nicht alle Vorstellungen, sondern nur die Ideen, oder die sinnlichen Bilder, als die Vorstellung von einem Hause, von

einem Thiere, ꝛc. Nun aber bleiben noch die Begriffe, als die Vorstellungen von Wahrheit, von Recht und Tugend, von Ursach und Wirkung, von Gott, und dergleichen mehr.

Diese können nicht an dem Körper haften, denn sie haben nichts körperliches, oder sinnlich bildliches.

Die Träume geben uns davon einen Beweis. In diesem Zustande sind alle sinnlichen Bilder in Unordnung; das Gedächtniß ist gleichsam verloren, denn die Erscheinungen im Traume sind ganz anders, als beym Wachen, beschaffen. Die allgemeinen Begriffe aber, die Gesetze des Denkens, sind immer dieselben.

Die Wahnwitzigen und die Irreredenden machen, auch bei ihren größten Ausschweifungen, immer richtige Schlüsse.

Wenn also auch der Körper in Unordnung geräth, so bleibt doch das höhere Denken immer in seiner Ordnung.

Daher läßt sich schließen, daß die Seele immer einen Vorrath von Vorstellungen — nicht

nicht Ideen, sondern Begriffe — behält; welche sie nach dem Tode als Stoff zum Denken und Nahrung des Lebens brauchen kann, und dann ganz gewiß brauchen wird.

Und dann zweitens, haben wir noch ein anders Hülfsmittel. Wenn es die Absicht des Schöpfers ist, daß unsere Seele leben soll, und wenn sie ohne Körper nicht leben kann; — nun so wird der Schöpfer schon Mittel finden, ihr einen Körper zu geben. Hat Er ihr doch schon einen zu geben gewußt!

In der That scheint es nothwendig, daß die Seele einen Körper habe, um mit der Körperwelt in Verbindung zu stehn. Nur durch die Sinne kann sie erfahren, was in der Welt vorgeht.

Daher haben ihr von jeher auch die Menschen einen neuen Körper nach dem Tode zugeschrieben. Die meisten Alten erdichteten ihr einen schattenartigen Körper; andere machten sie selbst zu einem feuer- oder ätherartigen Wesen. Noch andere lehrten, daß die Seelen nach dem Tode in andere Körper, der Menschen oder der Thiere — je

nach-

nachdem sie sich in diesem Leben betragen haben würden, — wanderten. Dieses nannten sie Seelenwanderung.

Die Christen und Muhamedaner lehren die Auferstehung der gegenwärtigen Körper, welche an einem gewissen Tage, den sie den jüngsten (d. h. den letzten) Tag nennen, mit ihren Seelen wieder vereinigt werden sollen, um mit diesem — je nach ihren Thaten — glücklich oder unglücklich, selig oder elend zu seyn.

So hat man von jeher für die Seele in jenem Leben gesorgt.

Noch vor wenigen Jahren ist einer von unsern Philosophen *) auf den Gedanken gekommen, daß die Seele immer einen Körper behalten wird, dessen unsichtbarer Keim schon in diesem Körper steckt.

Dem sey, wie ihm wolle, so ist es gewiß, daß, wenn der Schöpfer die Absicht hat, unsern Seelen nach dem Tode des Körpers das Leben zu erhalten, Er schon Mittel

*) Bonnet.

tel haben wird, seinen Zweck hierin zu erreichen.

Es wird uns also die Frage übrig bleiben: ob der Schöpfer in der That die Absicht habe, unsere Seelen am Leben zu erhalten.

Finden wir Gründe, uns dessen zu versichern, so dürfen wir uns um die Art und Weise, wie es geschehn wird, nicht bekümmern; und wir können uns deßwegen auf Ihn mit Zuversicht verlassen.

Ferd. Mich deucht aber, daß wir bisher eine überflüssige Arbeit gethan haben. Denn, wenn es auf den Willen des Schöpfers ankam, so durften wir ja nur bloß nach diesem Willen fragen, ohne uns in schwere Untersuchung der Immaterialität der Seele einzulassen. Denn wenn Gott will, so kann er unsre Seelen erhalten, sie mögen ihrer Natur nach unsterblich seyn oder nicht.

Vat. Darin irrst du dich, mein Sohn. Denn gesetzt, die Erhaltung der Seele wäre an und für sich unmöglich; nicht wahr,

wahr, dann könnte Gott sie nicht erhalten, wenn Er auch wollte; und wir würden vergeblich seinen guten Willen beweisen?

Ferd. Freilich. Wäre es aber unmöglich, eine materielle Seele zu erhalten?

Vat. Wenn die Seele nichts anders wäre, als die Organisation des Körpers, und diese Organisation würde, wie es in der That geschieht, durch den Tod aufgelöst; wäre es wol möglich, die Seele nach dem Tode zu erhalten?

Ferd. Nein, das nicht. Denn der Tod würde sie wirklich zerstören.

Vat. Mußten wir denn also nicht vor allen Dingen untersuchen, ob die Seele die Organisation des Körpers ist, oder nicht?

Ferd. Ja, das mußten wir, aus diesem Grunde, schlechterdings.

Vat. Also siehst du, daß unsre bisherigen Untersuchungen nicht überflüssig waren; sondern, daß wir sie nothwendig zum Grunde unserer folgenden Betrachtungen legen mußten, wenn wir sicher gehen wollten.

Wilh. Wahrlich, mein lieber Vater, es gehört viel Behutsamkeit dazu, sich der Wahrheit in diesem Stücke zu versichern!

Vat. Kein Wunder, mein Sohn. Die Materie ist an sich schwer. Und — überall ist es nicht leicht, die Wahrheit zu finden. Es ist ja noch zweifelhaft, ob es einen Kraken giebt, oder nicht; da doch, nach den Berichten derer, die sein Daseyn behaupten, die Sache mit den Augen ausgemacht werden kann, und es ein Thier seyn soll, das so groß ist, wie eine Stadt von mittlerer Größe. Und ein solches Thier sollte doch wol zu erkennen seyn!

Wilh. Ich muß es gestehen, in dem Fortgange Ihrer Betrachtungen habe ich einen sonderbaren Wechsel von Hoffnung und Furcht, von Zuversicht und Zweifel empfunden. Ihre Gründe schienen mir unwiderlegbare Beweise; und die Einwürfe wiederum unauflösliche Schwierigkeiten. Jeder Schluß dafür oder dawider riß mich ganz hin.

Vat.

Vat. Mein Lieber; so geht es allen Menschen, die sich nicht im Denken recht sorgfältig geübt haben. Derjenige, der zuletzt mit ihnen spricht, hat immer Recht. Wenn man sich aber der Wahrheit versichern will, so muß man die Gründe für und wider anhören und gegeneinander abwägen. Um dieses aber allein zu können, meine Lieben, dazu gehört noch, daß ihr euch lange und sehr fleißig übet.

Zehntes Gespräch.

Erster und zweiter moralischer Beweis.

Alle Menschen haben einen Begriff und die Hoffnung eines zukünftigen Lebens, und Gott erreicht in diesem Leben seine Absichten mit der Glückseligkeit des Menschen nicht.

Vater.

Meine Lieben, wir haben gesehen, daß, vermöge der Unkörperlichkeit der Seele, die Fortdauer derselben nach dem Tode des Körpers möglich ist. Diese Fortdauer reicht aber zum Leben nicht zu. Und Fortdauer ohne Leben ist uns nichts.

Wir bemerkten, daß wir uns auf keine Weise des Lebens der Seele nach dem Tode besser versichern könnten, als wenn wir un-

tersuchten, ob unser Leben zu den Absichten des Schöpfers gehörte.

Dieß ist es also nun, was wir zu betrachten haben.

Hier nun, meine Kinder, haben wir viele herrliche Vermuthungen, und zwar solche, die gar keine schwere und verwickelte Speculation fordern. Alles ist klar, leicht, ich möchte sagen, heiter. Wir dürfen uns in keine tiefe Abstractionen versenken, wie bei unsern ersten Untersuchungen; das Anschauen der Welt und des Menschen reicht zu, unsre Hoffnungen zu gründen.

Schon die anschauliche Natur zeigt uns, daß ein Fortleben nach dem Tode nicht unmöglich ist, sondern wirklich stattfindet. Die Raupe stirbt — allein sie stirbt nicht ganz, sondern nur ihre Raupenhülle. Sie selbst lebt wieder, als Schmetterling, in neuem Glanze auf, und rüstet sich mit neuen Kräften, deren sie beraubt war.

Ein herrliches Vorbild eines neuen Lebens! — Wenn die Raupe wieder aufersteht, sollte der Mensch nicht auch auferste-

hen — oder wenigstens doch, sowol als die Raupe, nach dem Tode fortleben?

Ferd. Ja, lieber Vater! Aber das neue Leben der Raupe ist nur sehr kurz. Wenn wir weiter nichts, als so ein Schmetterlingsleben, zu erwarten haben, dann ist es der Mühe nicht werth, uns dessen zu freuen, und durch viele Untersuchungen uns dessen zu versichern.

Vat. Die Raupe ist Raupe; und der Mensch ist Mensch. Der Unterschied ist groß, und man kann von der einen auf den andern keinen Schluß machen. Auch war es meine Absicht nicht, das Fortleben oder die Auferstehung des Menschen, aus der Verwandlung der Raupe in einen Schmetterling, zu beweisen; noch viel weniger, das Leben des einen nach der Dauer des andern zu bestimmen. Ich wollte nur aus diesem einleuchtenden Beyspiele zeigen, daß anscheinender Tod nicht immer wahrer Tod ist, und daß der Körper sterben kann, ohne daß das Thier, das lebende Wesen, sterbe. Der Leib der Raupe ist todt; die Raupe aber nicht. Kann nicht eben so der Leib

des

des Menschen sterben, ohne daß der Mensch selbst sterbe?

Wilh. Das ist wahr. Allein der Schmetterling ist schon in der Raupe!

Vat. Wol wahr; aber wie? Denkst du etwa, daß du den Schmetterling sehen würdest, wenn du die Raupe oder die Puppe öffnetest?

Wilh. Ja, das habe ich gedacht. Versucht hab ichs nicht.

Vat. Das hättest du thun sollen. Da würdest du gesehn haben, daß du dich irrtest. Keine Spur vom Schmetterlinge ist in dem Körper der Raupe oder in der Puppe zu finden. Der Schmetterling ist darin, freilich; aber in einem unsichtbaren Keime.

Es geschieht also wirklich eine neue Bildung des Schmetterlings.

Diese Verwandlungen sind keine seltne Erscheinung. Ihr wißt, daß alle Insecten solche erleiden, von dem Seidenwurm bis auf die Mücke.

Wilh. Ja, das ist bekannt.

Vat. Freilich, wenn wir keine andre Gründe, als die Verwandlung der Insecten hätten, um uns ein künftiges Leben zu versprechen, dann würde unsre Hoffnung sehr mißlich stehen.

Allein dieß ist uns nicht sowol ein Beweis, als ein Bild des gehofften Lebens; ein Beispiel, das uns den Uebergang einigermaßen begreifen hilft.

Ferd. Sie wollten uns ja zeigen, daß unser zukünftiges Leben zu dem Plan des Schöpfers gehört. Sie sind davon abgekommen.

Vat. Du hast Recht, mein Sohn. Die angenehme Betrachtung riß mich hin; jetzt will ich sogleich wieder einlenken.

Wir finden bei allen Menschen, auch bei den rohesten Völkern, einen Begriff, eine Hoffnung, einen Wunsch der Unsterblichkeit. So allgemein wie diese, ist wol keine Vorstellung von geistigen und unsichtbaren Dingen. Ja man lieset sogar in den Nachrichten von Reisenden, daß es Völker giebt,

die von Gott keinen Begriff haben, dennoch aber ein künftiges Leben hoffen. *)

Ein solcher Begriff, der sich allenthalben bei den Menschen verbreitet hat, muß in der Natur des Menschen selbst seinen Grund haben; entweder ist die Wahrheit desselben so fühlbar, daß sie jedem, auch dem rohesten Menschen, einleuchtet, oder der Schöpfer selbst hat ihn in die Seele des Menschen gelegt. Man kann ihn also als einen Beweis der Wahrheit, und als eine Verheißung des Schöpfers an den Menschen ansehen. Der Mensch muß unsterblich seyn, weil alle Menschen die Unsterblichkeit der Seele kennen und erwarten.

Wilh. Liebster Vater, was Sie da sagen, hat Wahrscheinlichkeit, und gern möchte ich es für Wahrheit gelten lassen; Sie wollen aber nicht, daß wir einen Beweis für gültig annehmen, so lange wir etwas wider denselben einzuwenden haben.

Vat. Bewahre! Man muß nichts gelten lassen, sondern alles nur nach seinem wahren Werth annehmen.

Welche

*) S. Hist. gen. des voyages. Voyage de Gmelin au Kamtschatka.

Welche sind denn deine Einwendungen wider meine Gründe?

Wilh. Sie behaupten, daß die Allgemeinheit des Glaubens einen Beweis der Wahrheit giebt: wie nun aber, wenn wir einen allgemeinen Glauben offenbar irrig finden? Dann gilt Allgemeinheit doch nichts?

Vat. Ganz richtig. Denn wenn Allgemeinheit einmal betriegt, kann sie jederzeit irrig seyn, und wir dürfen uns darauf nicht verlassen.

Wilh. Der Glaube an Zauberei und Gespenstererscheinungen, ist wol so allgemein ausgebreitet, als die Hoffnung eines künftigen Lebens nach dem Tode; und doch ist jener Glaube ganz zuverlässig irrig.

Vat. Das ist wahr; und dein Schluß wäre, daß der allgemeine Glaube an die Unsterblichkeit eben sowol irrig seyn kann.

Wilh. Ja, mein Vater. Warum sollte eins zuverlässiger als das andere seyn?

Vat. Wenn beide vollkommen gleich sind; nein. Wenn nun aber noch ein Unterschied zwischen beiden stattfände?

Wilh.

Wilh. Dann wäre freilich der Schluß von einem auf das andere übereilt.

Vat. Der Unterschied zwischen beiden Vorstellungen ist nicht schwer zu finden; er ist auffallend genug.

Der Glaube an Zauberei oder Geistererscheinungen wird dem rohen Menschen durch die Phänomene der Natur und seine eigne Unwissenheit aufgedrungen. Ueberall sieht er Begebenheiten, deren Ursachen er nicht kennt; ohne Ursach kann er sich solche nicht denken. Er denkt sich also eine ihm unbekannte Ursach. Weil er aber bei dieser unbekannten Ursach nicht stehen zu bleiben weiß; weil er die Schranken der menschlichen Kräfte nicht kennt: so ergreift er den ersten Schein von Ursach, der ihm in die Augen fällt. Er sieht, daß manches die Begebenheit, welche er sich erklären will, begleitet; und nun sieht er die begleitenden Umstände als Ursachen an. Ist der zusammentreffende Gegenstand ein Mensch, oder eine Handlung desselben, so erkennt er den Menschen für den Urheber jener Begebenheit; und weil er selbst solche zu bewirken nicht im

Stan-

Stande ist, so schreibt er jenem vermeinten Urheber geheime Künste und höhere Kräfte zu; und erklärt ihn für einen Zauberer.

Daraus seht ihr, meine Lieben, daß der Aberglaube, welcher Zauberei anerkennt, auf ungezweifelter Wahrheit beruht; nemlich auf dem Grunde, daß jedes Ding in der Welt eine Ursach haben muß.

Und so beruht der Glaube an Geistererscheinungen auch auf Wahrheit.

Ein roher Mensch hat seine Augen mit geistigen Getränken erhitzt, oder im Schnee und Sonnenschein verblendet. Nun sieht er ungewöhnliche Dinge. Er kann nicht wissen, daß die Augen sehen können, ohne einen äußern Gegenstand zu haben. Er glaubt also, die Erscheinung ist ein wirkliches Ding außer ihm; und da sie ungewöhnlich ist, schreibt er sie übernatürlichen Kräften zu. Das ist ganz natürlich.

Es sind also die allgemeinen Vorstellungen in ihrer Anwendung allerdings unrichtig; im Grunde aber sind sie Wahrheit.

Also

Also können wir daraus keinen Einwurf wider die Wahrheit einer allgemeinen Vorstellung hernehmen.

Dennoch aber will ich die Allgemeinheit der Hoffnung eines künftigen Lebens für keinen zureichenden Beweis ausgeben. Es wäre aber unbillig, ihr alle vermuthliche Wahrscheinlichkeit abzusprechen.

Ich, meinerseits, kann mich nicht enthalten, diese allgemeine Hoffnung als eine Ahndung anzusehn, die in der Natur des Menschen liegt, und als eine Verheißung zu betrachten, welche der Schöpfer an uns ergehen ließ.

Ferd. Kann man denn den Schöpfer als den Urheber der menschlichen Vorstellungen ansehen, da so viele irrig sind?

Vat. Wenn sie allgemein sind, diese Vorstellungen; allerdings. Denn alsdann sind sie ein Resultat der Beschaffenheit nicht allein des Menschen, sondern der menschlichen Natur. Und diese ist ein Werk Gottes.

Wenn also die Hoffnung der Unsterblichkeit allgemein ist, so ist sie eine Folge der

Grundbeschaffenheit des Menschen, ein Werk Gottes; und warum sollte Gott uns eine solche täuschende Hoffnung gegeben haben? Er gab sie uns; also muß Er sie erfüllen.

Gott wollte gewiß, durch die Idee und die Hoffnung einer Unsterblichkeit, unsere Seelen erheben und veredeln, die Begierden der Sinne mäßigen, uns zur Tugend und zu lobenswürdigen Thaten anfeuern. Bloße Täuschung aber würde Er sich nimmermehr erlauben.

Wenn wir die Schwierigkeiten betrachten, welche sich dieser Hoffnung entgegenstellen, können wir nicht anders denken, als daß der Schöpfer dieselbe durch allerlei Vorkehrungen begünstigt und befestigt hat. Die Unsterblichkeit der Seele ist gar keine solche Idee, wozu, wie zu dem Glauben an Geistererscheinungen, die Sinne uns verhelfen oder verleiten können. Hingegen streiten die Sinne mächtig dawider. Der Mensch stirbt, unsre Augen sehen seinen Körper hinsinken, sich auflösen, einen Raub der Verwesung werden. Sie sehen die Seele nicht; diese giebt uns kein Merkmal ihrer Existenz,

ihres

ihres Lebens, ihrer Wirksamkeit. Wenn ein Gedanke sinnlich natürlich war, so war es dieser, daß der Mensch nunmehr ganz dahin ist. Wie konnte der Mensch, der rohe Mensch, sich, wider seine Sinne, von der Verwesung zu der Hoffnung eines fortdauernden Lebens erheben? Wahrlich, man muß denken, daß sein Schöpfer selbst ihn dahin erhob.

Wilh. Das ist wahr; jeder Schatten, jede unbekannte Wirkung konnte den Menschen zum Aberglauben an Geistererscheinungen und Zauberei verleiten. Jeder Sinn begünstigte diesen Wahn. Der Glaube aber an die Unsterblichkeit der Seele findet in den Sinnen nicht allein keine Hülfe, sondern die größten Hindernisse.

Ferd. Ja, es mußte dem Menschen schwer werden, diesen Gedanken zu denken, und noch mehr ihn als wahr anzunehmen, wenn man ihm auch denselben bekannt machte.

Vat. Gesetzt, es hätte ihm Jemand diesen Gedanken mitgetheilt, so mußte er stutzen und fragen: Wie ist das möglich?

Woher wißt ihr das? Wie kann der leben, den ich todt liegen sehe? Beweise konnte man dem rohen Samojeden oder Tartar nicht geben; er würde sie nicht verstanden haben, so wenig als der kriegerische Germanier, der nur seine Lanze zu schwingen wußte.

Es giebt auch in dem Menschen noch einen auszeichnenden Zug, der hier nicht zu übersehen ist, und der als eine Ahndung einer fröhlichen Hoffnung nach dem Tode angesehen werden kann. Dieser Zug ist:

Die Unersättlichkeit des menschlichen Herzens.

Der Mensch ist selten mit dem, was er besitzt und genießen kann, zufrieden; und niemals währt seine Zufriedenheit lange. Nach den heißesten Wünschen nach Reichthum, nach Ehre, nach Vergnügen, und wenn er sich von dem Genuß eines sehnlich erwünschten Gutes die glänzendste Hoffnung gemacht hat, währt seine Zufriedenheit nur wenige Augenblicke. Der erste Genuß entzückt ihn; bald aber verschwindet der Taumel, der

Mensch

Mensch wird gleichgültig, und wünscht bald etwas Neues.

Derjenige, der nunmehr, nach vielen Sorgen und Plagen, endlich seinen ersten Wunsch nach einem mäßigen Reichthum, erlangt hat, wird nicht lange damit vorlieb nehmen. Bald wird er sich ein höheres Ziel stecken. Erlangt er dieses, so wird darum seine Zufriedenheit nicht dauerhaft seyn. Er wird dabei nicht stehen bleiben, und seine Wünsche darauf nicht einschränken.

Man erzählt von Alexander, daß er in dem glänzendsten Laufe seiner Siege und Eroberungen weinte, als er einstens den Mond betrachtete, und ihm der Gedanke einfiel, daß auch hier Länder wären, die er nicht erobern könnte. — Gewiß, wenn er, nebst der Erde, auch den Mond besessen hätte, so würde er über Planeten und dann über die Sterne geweint haben. Nichts kann die menschlichen Begierden sättigen!

Ferd. Ist denn auch diese Geschichte wahr? Sie haben uns schon gesagt, daß man dem Alexander, so wie dem Herkules, vieles angedichtet hat. Und dann muß ich

 sagen,

sagen, daß mir dieses Weinen sehr unwahrscheinlich vorkommt, weil es höchst unvernünftig ist.

Vat. Für die Wahrheit der Geschichte kann ich dir nicht stehen. Es wird erzählt. Unwahrscheinlich ist sie eben nicht. Wenigstens ist es gewiß, daß Alexander eine unersättliche schwindelnde Eroberungssucht hatte.

Wilh. Das muß wol seyn, denn warum sonst wäre er nach Indien gegangen, wo er sich den größten Gefahren aussetzte?

Ferd. Er wäre wol bis nach China gegangen, wenn sein Heer ihm folgen wollte.

Wilh. Wenn das aber auch wäre. Es ist nur ein Mensch, nur Alexander, der sich so unersättlich zeigt; und nicht alle Menschen.

Vat. Nur Alexander hat die Unersättlichkeit so sehr im Großen geäußert, wie nur Wenige die Gelegenheit dazu gehabt haben, und weil mancher uns nicht bekannt worden ist. Alle Menschen aber sind, wie Alexander, beschaffen. In seiner Lage würden sie alle ins Unendliche begehren.

Cäsar, als er Herr von Rom, und mithin von dem ganzen bekannten Erdboden war, sprach: Ists weiter nichts?

Nichts auf Erden ist im Stande, dem Menschen ein dauerhaftes Vergnügen, und eine bleibende Zufriedenheit zu gewähren.

Es geht uns allen, wie jener jungen Prinzessin. Sie besuchte zum erstenmal ein gewisses Kloster. Unter andern Sehenswürdigkeiten zeigte man ihr eine schöne Aussicht, denn das Kloster lag auf einem Berge. „Ha, rief sie aus, das ist schön! hier möchte ich mein Leben zubringen!„ Der begleitende Mönch führt sie wieder in ihr Zimmer; und nach einer Weile wieder hin, die schöne Aussicht zu sehen. Die Prinzessin fand sie vortrefflich, und dankte dem Führer. Nach einer neuen Frist, brachte dieser sie wieder dahin: „Ja, das ist schön, sagte die Prinzessin, aber lassen Sie mich etwas anders sehen.„

So geht es uns allen. Im ersten Augenblick sind wir entzückt, wir können uns nicht losreißen, das ganze Leben möchten

wir so zubringen! Nach einiger Zeit verlangen wir etwas Neues.

Wilh. Liebster Vater, so sind doch nicht alle Menschen; die rohen Völker, als die Neger, die Hottentotten, verlangen nichts Neues, sie sind mit wenigem zufrieden, und können Tage lang auf einem Fleck sitzen.

Vat. Die Bemerkung ist gut und wahr. Du mußt aber bedenken, daß diese Menschen gar nichts kennen, ihre Kräfte sind gar nicht entwickelt, und die Unthätigkeit, in welcher sie leben, benimmt ihnen die Kraft.

Von diesen auf die Menschheit schließen, das hieße, von einem rohen Klotze über die Kunst des Bildhauers urtheilen.

Ferd. Aber, lieber Vater, wie können wir aus der Unersättlichkeit der Begierden den Schluß auf ein zukünftiges Leben machen?

Vat. Das siehst du nicht ein, mein Sohn? Es wundert mich!

Ferd. Nein, ob ich gleich schon die ganze Zeit darauf gedacht habe.

Vat.

Vat. Sage mir, mein Kind, warum sollte Gott den Menschen geschaffen haben? wozu hat Er ihm die Kräfte gegeben?

Ferd. Ich wüßte keinen andern Grund, als diesen, daß Gott den Menschen glücklich machen wollte. Das haben wir schon gesehen.

Vat. Ist denn das ganz gewiß, mein liebes Kind?

Ferd. Warum sonst sollte Er ihn geschaffen haben? Er bedarf des Menschen nicht; also konnte Er ihn für sich nicht schaffen.

Vat. Sollte der Schöpfer seine Absichten verfehlen können?

Ferd. Das ist nicht denkbar. Denn Er kann sie ausführen.

Vat. Also muß der Mensch nothwendig glücklich werden?

Ferd. Allerdings.

Vat. Ist der glücklich, der mit dem, was er hat, nicht zufrieden ist, und immer

etwas wünscht, das er nicht hat, und oftmals nicht erlangen kann?

Ferd. Nein. Ohne Zufriedenheit giebt es kein Glück.

Wilh. Ja:

„Zufriedenheit ist Glück auf Erden;
„Und, außer ihr, ist alles Tand.„

Vat. Also ist der Mensch auf Erden nicht glücklich?

Ferd. Nein, er ist nicht ganz, nicht vollkommen glücklich.

Vat. Und, er muß, nach dem Plane Gottes, glücklich werden?

Ferd. Ja.

Vat. Nun, mein Sohn, sage mir, was folgt daraus?

Ferd. Wenn er hier nicht glücklich ist, und doch glücklich werden muß; so muß es eine andere Zeit, einen andern Zustand geben, wo der Mensch die Glückseligkeit, die ihm hier mangelt, erlangen wird.

Vat. Siehst du nun, wie die Unersättlichkeit der menschlichen Begierden, und die daraus entspringende Unzufriedenheit, uns auf die Hoffnung eines zukünftigen Lebens eine freudige Aussicht eröffnet?

Ferd. Ja, aber ich hätte doch etwas dawider einzuwenden.

Vat. Was denn?

Ferd. Daß die Unersättlichkeit des Menschen, nicht eine Einrichtung Gottes, sondern ein Fehler des Menschen ist, der seine Vernunft nicht braucht um seine Begierden einzuschränken: daß Gott also dem Menschen alles gegeben hat, wodurch er glücklich und zufrieden leben konnte; daß der Mensch aber durch Unzufriedenheit sich selbst unglücklich macht; und folglich von Gott keine andre Glückseligkeit fodern oder erwarten kann.

Vat. Das ist nicht ganz ohne Grund, was du da sagest, mein Sohn. Sollte denn aber dagegen nichts einzuwenden seyn? Was meinst du, Wilhelm?

Wilh. Man könnte, deucht mich, dagegen sagen, daß, wenn es auch des Men-

schen Schuld ist, wenn er nicht zur Glückseligkeit gelangt, es doch immer wahr bleibt, daß Gott seine Absichten mit ihm, das heißt, des Menschen Glückseligkeit, nicht erreicht; die Schuld mag nun liegen, wo sie will.

Vat. Du konntest noch hinzusetzen, daß Gott dieses vorhersehen mußte.

Wilh. Freilich; und dann hätte Er einen eitlen Plan entworfen; und man möchte sagen, daß Er bei der Schöpfung der Welt gar keine Absicht, gar keinen Zweck hatte, weil Er den einzigen möglichen verfehlt.

Vat. Richtig. Das siehst du doch ein, mein lieber Ferdinand?

Ferd. Ja, mein Vater.

Vat. Und nun, wie wäre es, wenn ich dir zeigte, daß die ganze Einrichtung, obgleich der Mensch Schuld haben mag, von Gott kömmt?

Ferd. Dann würde meine Einwendung freilich ganz wegfallen.

Vat. Wenn die Begierden des Menschen zu stark sind, um von der Vernunft in den Schranken der Mäßigkeit gehalten zu werden, und wenn die Vernunft zu schwach ist, die Leidenschaften im Zaum zu erhalten: wer hat dem Menschen diese starken Triebe, und diese schwache Vernunft gegeben?

Ferd. Allerdings Gott.

Vat. Hat denn nicht also Gott den Menschen unersättlich geschaffen?

Ferd. Ich sehe nicht, wie dieses zu leugnen, oder zu bezweifeln wäre.

Vat. Und nun laß uns noch eines nicht vergessen.

Wenn irgend etwas selten geschieht, so kann man sagen, daß es nicht die Absicht Gottes, sondern eine nothwendige Folge zusammentreffender unvermeidlicher Umstände gewesen ist. Als z. B. ein Erdbeben, der Umsturz einer blühenden, volkreichen Stadt; oder die Thorheit irgend eines Menschen, der außerordentliche Verbrechen begeht.

Wenn

Wenn aber eine Begebenheit allgemein und beständig ist, wie der Wechsel der Tage und der Jahreszeiten, oder die Fruchtbarkeit der Erde: kann man da sagen, daß es nicht Gottes Absicht, sondern eine bloße unvermeidliche Nothwendigkeit zusammentreffender Ursachen ist?

Ferd. Nein; dann ist es wol Einrichtung, Absicht Gottes.

Vat. Nun, mein Lieber, erinnere dich, was wir von der Allgemeinheit der Unersättlichkeit unsrer Begierden gesagt haben. Freilich finden wir nur einen Cyrus, einen Alexander, einen Cäsar; aber der ungenügsamen Menschen giebt es viele. Ja, es giebt keinen, der mit seinem Zustande so zufrieden seyn sollte, daß er nichts mehr wünschte.

Es ist also allgemeine Anlage, Anordnung des Schöpfers.

Es war also seine Absicht, den Menschen voritzt nicht glücklicher zu machen, als er ist,

ist, und ihn beständig durch Wünsche und Begierden in die Zukunft zu reizen; d. h. ihn immer mit dem Gegenwärtigen unzufrieden zu machen.

Wilh. Ist es aber möglich, den Menschen glücklicher zu machen?

Vat. Warum nicht? Ist doch das Thier wol zufrieden. Wenigstens sieht man keine Spur von Wünschen in die Zukunft an demselben.

Doch hiervon werden wir in der Folge zu sprechen Gelegenheit haben.

Wilh. Könnte man aber auch nicht sagen, bester Vater, daß Gott seine Absichten mit den mehresten Menschen erreicht? nemlich mit allen denen, welche im Zustande der rohen Natur leben, welches doch der größte Haufen ist. Diese sind zufrieden und glücklich. Die andern, die cultivirten, sind nur wenige, die nicht in Erwägung gezogen zu werden verdienen.

Vat. Dieser Einwurf hat zwei Hauptfehler. Eine unrichtige Berechnung, und dann,

daß

daß man dabei Rohheit und Cultur gleich-achtet.

Wenn wir bloß die Strecken Landes, deren Einwohner roh sind, mit den cultivirten Ländern vergleichen; dann möchte vielleicht die Mehrheit herauskommen. Europa ist gegen die übrige Erde nur klein.

Aber vorerst müßten wir in Asien die Türkey, Hindostan, einen Theil Arabiens, wo man Handlung treibt, China, dieses weitläuftige Reich, und Japan, nicht vergessen. Auch verdienten Asoph, Astrakan, Tobolsk nicht mit den Samojeden und Tschukschis verwechselt zu werden. Und dieses macht das halbe Asien aus.

In Afrika kann man Alexandrien, Aegypten, die ganze Küste der Barbarei, doch wahrlich nicht für rohe Natur ausgeben. Nationen, welche Handlung treiben, und Kriegsschiffe ausrüsten, sind nicht ungebildet.

In Amerika sind beinahe alle Küsten des Atlantischen Meers mit cultivirten Einwohnern besetzt.

Aller-

Allerdings macht dieses alles noch nicht die Hälfte von der bewohnten Oberfläche der Erde aus. Neu Holland, Neu Seeland, das Innre von Afrika, das nördliche Asien, die Länder unter den Polen, das Innre von Amerika; dieses macht ungeheure Strecken Landes aus. Aber es sind Wüsteneien, in welchen allen vielleicht nicht halb so viele Menschen, als in Europa, wohnen. Gewiß, der cultivirten Menschen giebt es jetzt vielleicht viermal so viel, als der ungebildeten. Man muß die Menschen zählen, nicht den Boden messen. Einige hundert Meilen Landes in Grönland haben so viele Einwohner nicht, als bei uns eine Stadt von einer Meile im Umfang.

Die rohen Menschen sind also nicht der größte, sondern beiweitem der geringste Theil der Menschheit. Und man kann nicht sagen, daß Gott seine väterliche Absichten mit der Menschheit erreicht hat, so bald diese wirklich so zufrieden seyn sollten, als man es vorgiebt.

Ich sage: So zufrieden, als man es vorgiebt. — Denn was ist ihre Zufrieden-

denheit? Nicht Genuß, nicht Genügsamkeit; sondern dumme Unwissenheit des Guten, stupider Schlummer der Kräfte.

Das ist nicht Glück, nicht wünschens=, nicht beneidenswerth. So glücklich ist auch der Stier, wenn er auf der Weide liegt und im halben Schlummer wiederkäut. Zu dieser Zufriedenheit brauchte Gott den Menschen nicht mit Vernunft mit Gefühlen auszurüsten.

Nicht der Mensch, welcher Thier bleibt, sondern der, welcher Mensch wird, zeigt uns die Absicht des Schöpfers mit dem Menschen, und erfüllt dieselbe. Denn der rohe, dumme Mensch, ist der ganze Mensch des göttlichen Planes nicht. Auch er hat Kräfte bekommen — und das gewiß nicht umsonst. Wenn diese Kräfte bei ihm unentwickelt schlafen, so hat er die Absichten seines Schöpfers nicht erreicht, und er kann uns kein Gesetz des göttlichen Willens seyn.

Wenn nun auch die neunundneunzig Hunderttheile der Menschheit, im Stande der

rohen

rohen Natur, eine dumme Zufriedenheit genössen, und wenn nur der eine Hunderttheil, der zur Bildung gelangt, eben durch diese Bildung unersättliche Begierden bekäme und der Zufriedenheit beraubt wäre; so würde ich immer sagen, daß Gott seine Absichten mit der Menschheit nicht erreicht hat; und daß es eine Zukunft geben muß, wo der Mensch die Glückseligkeit erreichen wird.

Eilftes Gespräch.

Dritter moralischer Beweis.

Die Tugend wird nicht immer in diesem Leben belohnt.

Vater.

Wir haben gesehen, meine Lieben, daß der Mensch, dessen Verstandeskräfte am mehresten entwickelt sind, am wenigsten zufrieden und glücklich ist. So daß man beinah sagen möchte, die Bildung und Veredlung des Menschen sey seinem Glücke zuwider.

Eins aber müssen wir dabei nicht vergessen; — nemlich:

Daß die Vernunft unser Glück erzeugen kann — wenn

Der Mensch darin soweit gekommen ist, daß er durch Vernunft seine Begierden und seine Leidenschaften einschränken kann.

Dieß

Dieß ist aber die höchste Stuffe der Vernunft, zu welcher unter zehntausend Menschen nicht Einer gelangt.

Ferd. Könnten denn nicht alle Menschen diese Vollkommenheit der Vernunft, und mit derselben die Glückseligkeit erreichen?

Vat. Mein Sohn, willst du, daß unser Gärtner, unser Hausknecht, unsre Bauern die Vernunft so bilden, daß sie nicht allein den Gang der Leidenschaften kennen, um dieselben zu hemmen; sondern, daß sie die Gesetze der Natur, den Zusammenhang der Dinge in der Welt einsehen; daß sie aus Grundsätzen ihren Zorn, ihre Begierden bekämpfen; den Werth der Güter einsehen und fühlen, die sie täglich genießen; vornemlich, da diese Güter in Vergleichung mit den Gütern Andrer von so geringem Werthe sind? Kannst du das von Leuten fodern, welche ihr Lebelang nur Acker und Vieh kennen gelernt haben, und damit so beschäfftigt sind, daß sie manchmal unter der Arbeit erliegen? Diese sollten ihren Verstand und ihre Vernunft so bilden können, wie sie mancher Gelehrte nicht bildet?

Was meinst du von den Handwerkern, die von Kindesbeinen an, durch ununterbrochene Arbeit, ihr Brod sauer verdienen müssen?

Bedenke einmal, mein Sohn; du bist nun dreizehn Jahr alt. Seit fünf Jahren ungefähr ist es Herrn Frommanns und mein Hauptgeschäfft gewesen, deine Vernunft zu bilden. Wärest du der Sohn eines Ackermanns oder eines Handwerkers, so würdest du weder von deinem Vater, noch von einem Hofmeister Unterricht bekommen haben; höchstens hätte man dich in die Schule geschickt, um nothdürftig lesen zu lernen. Nun müßtest du anfangen, hinter dem Pflug zu gehen oder ein Handwerk zu lernen. Wo hättest du das alles lernen wollen, was du weißt? Und was weißt du?

Ob du gleich die besten Anlagen hast, so bist du doch noch in den Uebungen des Verstandes gar nicht weit gekommen. Bedenke, wie es dir manchmal bei unsern Unterhaltungen ergeht! Und sage mir, kannst du deinen Begierden und Leidenschaften schon gebieten?

Nein, mein lieber Sohn. Zum Verständigwerden gehört vieles, zum Vernünftigwerden noch mehr. Laß dir das für dich selbst eine Warnung seyn, allen deinen Fleiß anzuwenden; und verlange von Andern ja nicht, was du selbst nicht leisten kannst. Sey immer billig.

Nein, der Mensch kann in den meisten Verhältnissen mit seinem Verstande nur soweit kommen, daß er viele Dinge und ihren Gebrauch kennen lernt. Aber gerade diese Erweiterung seiner Kenntnisse ist es, die ihn unzufrieden und misvergnügt macht. Der Kamtschadale und der Eskimo haben weit weniger, als unsre ärmsten Bauern und Handwerker. Dennoch sind sie zufrieden und fröhlich. Warum? Weil niemand bei ihnen mehr hat, und sie von einem bessern Wohlstande nichts wissen. Unsre niedern Stände, die mit grober Kleidung, schlechter Speise, und einer Dach- oder Kellerstube vorlieb nehmen müssen, sehen neben sich Leute, die in prächtigen Häusern wohnen, glänzende Gastmähler halten; und dieses erweckt bei den Armen Wünsche und Unzufriedenheit.

So wie der Verstand, wenn er seine höchste Stuffe nicht erreicht, das Glück und die Zufriedenheit des Menschen stört; eben so, die Tugend, wenn sie nicht zur höchsten Vollkommenheit gelangt, erhält keine Belohnung, die ihren Beschwerden entspräche. Die Tugend kostet Müh.

Hier, meine Lieben, müßt ihr mich recht verstehen.

Ein gutes gemäßigtes Verhalten, nach den Gesetzen der Ordnung und der Einrichtung der Gesellschaft, hat immer seine Belohnung. Bürgerliche Ehre, Ruhe und Brod, Liebe und Vertrauen sind die Folgen desselben.

Dieß ist aber noch nicht Tugend. Die Tugend ist die vernunftmäßige Beherrschung der Begierden und Leidenschaften.

Sie unterscheidet sich von einem äußerlich guten Betragen nicht; und es gehört lange Beobachtung dazu, sie zu erkennen. Die innere Mühe, der Kampf mit den Leidenschaften, den Niemand sieht, machen das äußere gute Verhalten zur Tugend. Ich

sehe einen Mann sich mäßig verhalten, er zürnt nicht, obgleich Veranlassung zum Zorn da ist. — Noch kann ich nicht sagen, ob er tugendhaft ist, oder nicht. Diese Frage auszumachen, muß ich wissen, ob er etwa phlegmatisch oder cholerisch ist. Hat er ein phlegmatisches, gefühlloses Temperament, dann ist seine Mäßigung Glück, nicht aber Tugend. Sie kostet ihm nichts. Ist er aber, wie man vom Sokrates erzählt, zum Zorne geneigt, und er hat sich zu mäßigen gewußt; dann ist es Tugend. Es ist ihm schwer geworden.

Nun könnet ihr euch vorstellen, meine Lieben, wie schwer die Tugend seyn muß, und welche Belohnung ihr billig zukommt.

Wenn man einmal die Tugend soweit erlangt hat, daß man nunmehr in derselben stark und unerschüttert geworden ist; dann hat man allerdings in ihr einen herrlichen Lohn. Ruhe der Seele, Zufriedenheit mit sich selbst, eigner Beifall, Gefühl der eignen Kraft und Größe. Dieses war der Mühe werth, die sie gekostet hat.

Soweit aber mag wol Niemand kommen, noch gekommen seyn.

Das Loos der besten Menschen bleibt immer eine unvollendete Tugend, welche oft zu kämpfen hat, und manchmal unterliegt.

Nun stellt euch den Menschen vor, der gern gut und tugendhaft seyn wollte, und sich wirklich Mühe giebt, es zu werden. Er hat Triebe, Begierden, Leidenschaften; auf diese muß er beständig ein wachsames Auge haben, daß sie die Gränzen nicht überschreiten. Er eilt, eine nützliche Arbeit zu vollenden; diese ist schwer, erfodert Zeit, manchmal muß er abstehen, und dennoch bei seinem Eifer nicht ungeduldig werden. Schwierigkeiten liegen ihm in dem Wege, vielleicht werden sie ihm von denen, die ihm helfen sollten, vielleicht von denen, die den Genuß von seinen wohlgemeinten Bemühungen empfangen werden, in den Weg gelegt; er muß nicht nachlassen, immer eifrig bleiben, und nicht zürnen. Das Vergnügen lockt ihn; er könnte es nur auf Kosten seiner Pflichten genießen; also muß er ihm entsagen. Er liebt die Wissenschaften, und nur

wenige

wenige Augenblicke kann er ihnen widmen. Wenn er seine Berufsgeschäffte, wie mancher Andre, etwas leichter betreibt, kann er für sein Lieblingsgeschäfft mehr Muße gewinnen. Das darf er nicht thun; und er muß gegen den edlen Trieb nach Erkenntniß beständig kämpfen, um seinen verdrießlichen Geschäfften treu zu bleiben. Seine Sinne reizen ihn; solche befriedigen, ist ihm erlaubt, und nicht selten Pflicht. Aber er muß sie so fest zu halten wissen, daß sie kein Maaß überschreiten. Das ist Tugend, das ist ihre Müh.

Nehmet dagegen einen zwar guten Menschen, der, mit einem frohen ruhigen Temperamente gebohren, in seinem Verhalten mäßig, gesittet, menschenfreundlich ist, der es aber übrigens mit der Tugend nicht so genau nimmt, seiner Lust manchmal nachgeht, und den Sinnen, wenn sie dringend werden, manche kleine Ausschweifung zu gut hält, die er aber übrigens zu bemänteln und zu beschönigen weiß, so daß seine Ehre und sein Glück nicht darunter leiden. Dieser Mann hat den Genuß eines guten Ver-

haltens, und der sinnlichen Begierden; seine gute Aufführung erwirbt ihm Ansehen und Vertrauen, und seine Fehler gewähren ihm Vergnügen und Zufriedenheit. Seine Mäßigkeit wird ihm doppelt belohnt, wenn er sie beobachtet, und wenn er sie verletzt. Ihm wird das Leben so leicht, als es jenem, dem Tugendhaften, sauer und beschwerlich ist. Die Bequemlichkeit genießt Belohuung; die Anstrengung hat Müh und wenig Lohn.

Der Tugendhafte kann aber nicht immer den Sieg über die Lüste und Leidenschaften erringen. Gern wollte er das Gute thun, das er liebt, seine Sinne und Triebe reißen ihn aber zuweilen unaufhaltsam hin; er fehlt — Nun plagen ihn Vorwürfe, er schämt sich vor sich selbst; und ein Fehltritt quält ihn mehr, als hundert edle Thaten und tugendhafte Handlungen ihn erfreuen können. Also schwebt er beständig zwischen schwerem Kampf und bittrer Reue. Wahrlich, die Tugend kann hier den Lohn, den sie verdient, nicht empfangen!

Eine alte philosophische Schule lehrte, daß die Tugend allezeit ihre Verehrer beglück-

glückte. — Ja, dieses mag von der vollendeten Tugend, wenn sie nunmehr unerschütterlich worden ist, wol wahr seyn. Von der unvollkommenen Tugend ist das schlechterdings unmöglich.

Und wenn nun die Tugend das Opfer des Lebensgenusses, der Gesundheit, des Lebens selbst fodert; wo ist dann ihr Lohn?

Meine Geliebten, könnt ihr euch vorstellen, daß Gott seine Welt und das Glück für diejenigen geschaffen habe, welche, gegen Tugend und Fehltritte ziemlich gleichgültig, Gutes thun, wenn es sie nichts kostet, und fehlen, wenn es ihnen die Lust gebietet? Diese sollen das ganze Erdenglück genießen, und der Tugendhafte soll leer ausgehen! Nein, so hat es der gütige Schöpfer der Vater der Menschen nicht eingerichtet!

Wenn es eine Glückseligkeit giebt, so müssen auch die edleren Seelen daran Theil nehmen; diese haben daran ein vorzügliches Recht. Sonst müssen wir sagen, daß der Schöpfer die gleichgültige Sorglosigkeit mehr liebt, mehr begünstigt, als die ernste und eifrige Tugend. Dann dürften wir ja nur

es

es mit der Tugend leichtsinnig nehmen; es wäre das eine von Gott auferlegte Pflicht. Wir müßten zu dem Menschen sagen:

> Seyd nicht streng in eurer Tugend, Gott liebt die Tugend nicht.

So lange aber der Mensch hier auf der Erde lebt, ist seine Tugend mangelhaft, mithin beschwerlich und unbelohnt.

Gott ist dem Menschen keinen Lohn schuldig, sagt man. Wol wahr; aber Er muß doch nicht die edelsten Menschen ohne Genuß der Glückseligkeit lassen, und ihnen weniger gewähren, als den übrigen.

Vielleicht giebt es wenige Tugendhafte? Und wenn es nur Einen gäbe; auch dieser könnte ohne den Genuß seiner Tugend nicht bleiben.

Es muß also nothwendig ein anderes Leben nach diesem seyn, wo die Tugend ihre Glückseligkeit finden wird.

Dieses Argument wird gewöhnlich etwas anders vorgetragen. Man sagt nemlich,

daß

daß auf Erden die Tugend nicht immer belohnt, und das Laster nur selten bestraft wird. Es müsse aber Gerechtigkeit ergehen, und jedermann den Lohn nach seinen Thaten empfangen.

Gegen den ersten Theil von der Belohnung der Tugend, wenn dieser Satz gehörig bestimmt wird, wüßte ich nicht was man einzuwenden hätte. Wir haben dieses Argument schon betrachtet und dessen Kraft gesehen.

Was aber den zweiten Theil, die Bestrafung des Lasters betrifft; scheint mir der Schluß nicht so bündig zu seyn, als in dem ersten Fall.

Denn man könnte immer fragen: Wozu denn Strafen? Was einmal geschehen ist, läßt sich durch die Leiden und Plagen des unglücklichen Thäters nicht ändern, nicht bessern, nicht aufheben. Die Strafe bleibt vollkommen überflüssig, und scheint der Einfall einer rachsüchtigen Seele zu seyn, welche ihre Empfindungen dem Schöpfer andichtete.

Stra-

Strafen werden nur in dem Falle nothwendig, wenn ein künftiges Leben stattfindet. Ihre Nothwendigkeit beruht alsdann nicht auf Genugthuung, nicht auf Befriedigung einer vergeltenden Gerechtigkeit, die gar zu nahe an Rachbegierde gränzet; sondern sie beruht:

Vorerst auf der Nothwendigkeit der Folgen des Lasters selbst. Derjenige, der nur ein Knecht seiner Leidenschaften war, und keine andre Glückseligkeit, als die Befriedigung seiner Triebe kannte; wird in jenem Leben, wenn Sinne und Leidenschaften ihn verlassen haben, wenn keine Gegenstände der Wollüste mehr zu finden sind, unvermeidlich ein elendes, träges Leben ohne Genuß führen. Der Mangel an Freuden, die Zurückerinnerung, vielleicht der Wunsch nach den verlornen Gütern der Sinnlichkeit, werden seine Quaal seyn. An dem Genuß jener Güter, an den Freuden des künftigen Lebens, wenn diese nicht sinnlich sind, wird er keinen Theil nehmen können.

Ferner; wenn es eine Zukunft giebt, so muß der Lasterhafte durch seine Laster nothwendig

wendig unglücklich seyn, und so lange unglücklich bleiben, als er in dem Laster verharrt, oder die Bildung nicht erlangt, die zur Glückseligkeit jenes Lebens nöthig ist. Ein fortdauerndes Unglück des Menschen ist aber wider die Absichten des Schöpfers, der kein Unglück zur Endabsicht haben kann. Mithin müssen in jenem Leben Anstalten getroffen werden, wodurch der Lasterhafte und der Bösewicht zur Tugend und Vernunft zurückkehren. Diese Anstalten können, soviel uns der Mensch bekannt ist, nie ohne Leiden und Schmerzen ihren Zweck erreichen. Mithin wird der Lasterhafte vermuthlich in jenem Leben Leiden ertragen. Wollen wir diese Leiden Strafen nennen? Gut, dann sind Strafen in jenem Leben allerdings nothwendig.

Allein, da diese Nothwendigkeit ein künftiges Leben voraussetzt, so können wir aus derselben das Daseyn eines künftigen Lebens nicht beweisen. Denn, wenn dieses wegfällt, findet auch jene nicht statt.

Aeußeres Glück, Reichthum, Ehre, Wohlgelingen der Unternehmungen sind nicht immer

mer das Loos des Verdienstes; ja nicht selten sind sie die Beute des Lasters, der Heuchelei, der Unbesonnenheit. Was haben wir gethan, ich und ihr, meine Lieben, daß wir nicht in einer elenden Hütte, von armen Eltern geboren worden sind? Sind wir besser als der Diener, der uns für einen schlechten Lohn aufwartet; besser als der Tagelöhner, der um eines kümmerlichen Brodtes willen den ganzen Tag eine schwere Arbeit betreibt? Warum ward jener arm, und wir reich? Wahrlich nicht, weil wir es verdienten, oder jener etwas verschuldete.

Diese Betrachtungen haben die Philosophen vermocht, zu behaupten, Reichthum, Ehre, glücklicher Ausgang der Unternehmen, und alles, was man äußerliche Güter nennt, wären kein Glück.

Freilich sind sie das nicht an und für sich selbst. Denn man kann bei dem Besitz derselben misvergnügt, elend und traurig seyn. Ja sie können eine Quelle von Unglück und Elend werden, wenn man unvorsichtiger Weise solche misbraucht. Mancher Jüngling hat seinen siechen Körper, seine

Untaug-

Untauglichkeit, die Verachtung, in welcher er lebt, seinem Reichthume zu verdanken. Richtig ist es, daß die äußerlichen Güter, Klugheit und Vorsicht fodern, wenn sie das Glück, und nicht das Elend des Menschen machen sollen. — Aber dennoch ist es auch nicht zu leugnen, daß sie Mittel sind, durch deren weisen und vorsichtigen Gebrauch die Menschen ihr Glück befördern können.

Man kann ohne diese Güter zufrieden leben, das ist wahr; allein es kostet Müh. Wie schwer ist es, den Genuß derselben zu kennen, gefühlt zu haben, und ihn nun entbehren zu müssen!. Es können sich wenige Menschen über Armuth, fehlgeschlagene Hoffnungen und Unternehmen, über die Schmerzen der Krankheit, über die Beschwerden eines siechen Körpers, über Verachtung und Verleumdung wegsetzen. Wenigstens gehört dazu eine Anstrengung, die, zumal im Anfang, sehr beschwerlich und unangenehm ist. Mich deucht, die Zufriedenheit müßte der Tugend nicht so theuer verkauft werden.

Was würdet ihr meynen, meine Lieben, wenn ihr ein Haus sähet, wo der Vater und

Hausherr es so eingerichtet hätte, daß die gehorsamsten Kinder und fleißigsten Bedienten immer die mehreste Mühe haben, und die schwersten Arbeiten verrichten müßten?

Wilh. Ich würde auf den Einfall gerathen, daß der Herr gegen Gehorsam und Ordnung gleichgültig wäre; oder daß er es nicht verstünde, wie man die Menschen zum Fleiß und zur Arbeitsamkeit ermuntern muß.

Ferd. Und ich würde sagen, daß er Gehorsam und Ordnung nicht haben will, weil er solche durch Mühe und Beschwerden straft.

Vat. Wol wahr, dem Anscheine nach; sollte denn aber keine andre Betrachtung hier anzustellen seyn?

Ferd. Ich wüßte in der That keine.

Vat. Wie? wenn die Geschäffte in dem Hause von der Art und Wichtigkeit wären, daß sie ohne Anstrengung nicht verrichtet, und nur treuen, fleißigen, geschickten und behutsamen Menschen anvertraut werden könn-

könnten? Würde die Arbeit da noch Strafe seyn?

Ferd. Strafe nicht; aber auch nicht Belohnung; und dann wäre der Herr schuldig, die Arbeiter anderweitig zu belohnen.

Vat. Ganz richtig. — Und würden wir es nicht vermuthen, ohne daß man es uns sagte, daß der Herr die Fleißigen belohnen wird?

Ferd. Allerdings; denn es wäre anders die größte Ungerechtigkeit und Unbesonnenheit, wodurch er jeden Bedienten vom Fleiße abschrecken würde. Und dieses könnte man doch von einem Manne nicht vermuthen, der in seinem Hause gute Ordnung hält, und seine Bedienten kennt.

Vat. Wende dieß auf Gott an; sollte Ers seinen treuen Dienern, den Tugendhaften, vergelten, daß sie so viel Mühe haben?

Glaubst du denn nicht auch, daß jener Herr unter seinen Bedienten den treuesten, fleißigsten und geschicktesten die beste Belohnung geben wird?

Ferd. Ganz gewiß, weil er sie verdient, und weil er am besten belohnt werden kann.

Vat. Was meinst du damit? Weil er am besten belohnt werden kann?

Ferd. Ich meyne, daß der Geschickteste am besten im Stande ist, eine gute Versorgung zu empfangen, weil er schon ein wichtigeres, ehrenvolleres, einträglicheres Amt verwalten kann. Daher wird sich für ihn eher eine gute Stelle finden, als für Mindergeschickte.

Vat. Das war ein sehr guter und sehr wahrer Gedanke. Gott wird seine Diener so gut belohnen, als sie belohnt werden können; weil seine Absicht mehr dahin geht, sie glücklich zu machen, als ihnen Lohn zu geben.

Wir wären also darüber eins geworden, daß Gott die Menschen zur Glückseligkeit führen muß; daß er keine andre Absicht bei seiner Schöpfung haben konnte. War das nicht richtig?

Wilh. Ja.

Vat. Ferner hatten wir gesehen, daß der Mensch hier auf Erden nicht glücklich ist, er mag gebildet oder roh seyn.

Wilh. Auch dieß haben wir eingesehen. Der rohe Mensch erreicht die Glückseligkeit nicht, die des Menschen als eines verständigen und gefühlvollen Wesens würdig ist. Er ist nicht glücklich, weil er nicht fühlt. Der gebildete Mensch ist auch nicht glücklich, weil er mit seinem Zustande selten ganz zufrieden ist.

Ferd. Und diese Unzufriedenheit kommt gerade von seinen edelsten Kräften, von welchen der Mensch sich die größte Glückseligkeit, die Glückseligkeit des Menschen, zu versprechen haben sollte.

Vat. Auf diese Art sind gerade die edelsten Geschenke des Schöpfers diejenigen, welche die Ruhe des Menschen stören.

Sollte wol Gott in dieser Absicht seine edelsten Geschenke geben?

Wilh. Nein, wahrlich! es ist unmöglich, solches zu denken.

Vat. Es muß also nothwendig ein anders Leben zu erwarten seyn.

Ferd. Ja es muß seyn, oder es ist in dem Plane Gottes alles dunkel.

Vat. Lasset uns auf die Unzufriedenheit des Menschen noch einen Blick werfen. — Sie wird uns sehr lehrreich seyn.

Sobald der Mensch sich entwickelt, sobald er denken und fühlen gelernt hat, sind die Sinne und die Güter, die er hier genießen kann, nicht mehr vermögend, ihn zu befriedigen. — Man kann also sagen, er ist zu groß für dieses Leben; er ist hier nicht an seinem rechten Orte; er steht mit den Dingen in der Welt in Misverhältniß. Er muß also nicht hauptsächlich und endlich für dieses Leben bestimmt seyn. Denn warum hätte ihm Gott größere Kräfte gegeben, die nicht allein ihn nicht beglücken, sondern noch seine Ruh und Glückseligkeit stören?

Dieses ist nicht allein von seinen Begierden, sondern auch von allen seinen Kräften, und besonders von seiner Vernunft, wahr.

Wilh. Dieß versteh ich nicht ganz, liebster Vater; ich muß bitten, daß Sie mir diesen Gedanken näher erklären.

Vat. Das ist meine Absicht. Allein es ist heute zu spät. Morgen ein mehreres. Gute Nacht, meine Geliebten.

Wilh. Gute Nacht, bester Vater. Ich wünschte, es wäre schon Morgen.

Zwölftes Gespräch.

Vierter moralischer Beweis.

Unsre Vernunft ist mit diesem Leben in Misverhältniß.

Vater.

Ich sagte euch gestern, meine Geliebten, daß unsre Vernunft mit diesem Leben in Misverhältniß stünde. Diese Betrachtung soll uns heute beschäfftigen; und ich bin versichert, daß sie euch angenehm seyn wird.

Wilh. Ohne Zweifel. Wer wollte nicht der Unsterblichkeit gewiß seyn?

Vat. Von unsrer Vernunft wage ich zweierlei zu behaupten:

Erstlich, daß nur ein kleiner Theil derselben nöthig ist, und daß wir daran, für das Glück die-

dieses Lebens, zum Ueberfluß haben.

Zweitens, daß Gott die Absicht, die Er dabei haben konnte, als Er uns solche gab, nicht erreicht hat.

Und nun möchte ich noch einen dritten Satz hinzusetzen; nemlich:

daß die Vernunft in diesem Leben mehr schadet, als nützet.

Wilh. Das ist viel gesagt, bester Vater. Ist es aber nicht zu viel?

Vat. Nein, mein Sohn; so paradox auch diese Sätze klingen, so wahr sind sie in der That. Höre mich nur. Und wenn dir Zweifel aufstoßen, und wenn du meinst, daß ich zu weit gehe, sage es mir; ich will sehn, daß ichs berichtige.

Vorerst, meine lieben Kinder, bekenne ich, und bin völlig überzeugt, daß die höchsten Grade der Wissenschaften ihren Nutzen haben. — Ja, die tiefsten Speculationen der Philosophie, der Mathematik sind vor-

trefflich. Sie bilden den Verstand, sie erheben die Seele desjenigen, der sie betrachtet; und selbst haben sie Einfluß auf alle Künste und Wissenschaften.

Ihr müsset mir also nicht einwenden, daß alles seinen Nutzen hat, und mich nicht beschuldigen, daß ich den Werth der höhern Wissenschaften verkenne.

Nach diesen Voraussetzungen aber, saget mir, meine Lieben, was denn, im Ganzen genommen, für die Wohlfahrt, die Ruhe, die Annehmlichkeit des Lebens, mit einem Wort, für das Wohlseyn der Menschheit nützlicher ist; der Ackerbau, der Handel, die Handwerke, die Schiffarth? oder, die Speculationen eines Newton, der das Licht analysirte, die Gesetze der Bewegungen der Himmelskörper entdeckte, die Gestalt der Erde bestimmte; eines Leibnitz, Euler, und dergleichen großen Geister mehr?

Die Entdeckungen dieser Männer sind allerdings vortrefflich. Aber nur wenige Menschen können solche nützen. Das sind Schätze, die den Mehrsten ewig unbekannt und unzugänglich bleiben werden.

Ja, wenn unter tausenden, nur hundert mit diesen erhabenen Geistern denken könnten! Dann würde der Nutzen unaussprechlich groß seyn. Denn diese Speculationen tragen zum Glück des Denkenden mehr bei, als alle Güter der Erde und aller Genuß der Sinne.

Die nützlichen Geschäffte, die mechanischen Künste, die Handwerke, welche uns die Lebensbedürfnisse und Bequemlichkeiten verschaffen, erfodern wenig Verstand und Denkkraft. Selbst solche zu erfinden, hat es mehr eines glücklichen Zufalls, als eines scharfen Nachdenkens bedurft. Man sagt, daß Matrosen das Glas, und Huygens Kinder die Fernröhre erfunden haben. Beide dachten an keine Erfindung; jene wollten nur ihre Speise kochen, und diese spielten mit den Instrumenten ihres Vaters. Jetzt kann Jedermann Glas und Fernröhre machen lernen.

Schäfer erfand die vortreffliche Buchdruckerkunst beim Glase Bier; Schwarz entdeckte das Pulver, das er nicht suchte, und

er wußte nicht, was er gefunden hatte; denn er ward das erste Opfer seiner Erfindung.

Selbst die Schiffarth. Sie ist groß und schön, sie wurde aber, so wie die andern Künste, erfunden und zur Vollkommenheit gebracht, zu einer Zeit, wo die Wissenschaften in dem elendesten Zustande waren.

Jetzt ist es freilich anders. Was unsre Zeiten vor allen vorhergehenden besonders auszeichnet, ist, daß vor diesem die Erfindungen bloßer Zufall waren, daß man aber jetzt sucht.

Nun ist das nicht mehr ganz wahr, was Claudius so schön gesagt hat:

„So gehts mit unsern Erfindungen.
„Wir finden sie nicht, sie finden uns.„

Dem sey, wie ihm wolle; das ist gewiß, daß ein sehr mittelmäßiger Grad von Verstand von weit ausgebreiteterem Nutzen ist, als die vorzügliche Erhabenheit derselben, und ihre größte Erhebung.

Die höhere Vernunft ist also nicht für den Gebrauch des Lebens, für die Wohl-

fahrt

fahrt des Menschengeschlechts überhaupt. Wozu ist sie denn?

Ferd. Sie ist für die Wenigen, welche dazu gelangen.

Vat. Recht gut. Aber mußte um dieser Wenigen willen eine so große Anstalt gemacht werden? Alle Menschen sollen Vernunft haben, damit unter zehntausenden etwa Einer zum Gebrauch derselben komme?

Ferd. Man könnte ihnen aber sagen, lieber Vater, daß hier kein Ueberfluß, keine große Anstalt gemacht ist. Diejenigen, die einen großen Verstand haben, genießen ihn; die Andern haben nicht mehr, als sie brauchen; kurz, es wird alles gebraucht, das Wenige und das Viele.

Vat. Da würde man mir etwas sehr gewagtes sagen. Als unsre Vorfahren, die alten Germanier, von keinen Wissenschaften wußten; als ihr ganzes Geschäfft Krieg und Jagd war, und ihre ganze Glückseligkeit darin bestand, ein wildes Schwein auf dem Tische zu haben, und Bier aus einem Hirnschädel zu trinken; da war in ganz Germanien

manien kein Mensch, der mehr Verstand hatte, als dazu nöthig ist? keiner, der im Stande gewesen wäre, lesen und schreiben zu lernen, etwas Astronomie, Philosophie und Mathematik zu verstehen? In Gallien, Britannien, Pannonien, Thracien, kurz in ganz Europa, war, außer in Rom, Niemand, der fähig gewesen wäre, Wissenschaften zu treiben, wenn man ihn solche gelehrt hätte? Wahrlich, es gehört viel Dreistigkeit dazu, solches zu behaupten.

Und unter unsern Handwerkern, Ackerleuten, Tagelöhnern, hat keiner mehr Fähigkeit, als er in seinem jetzigen Stande äußert? Keiner von allen denen würde bei einer bessern Erziehung weiter gekommen seyn, als er jetzt wirklich ist? Das wäre wunderbar!

Welches Glück waltet denn über den Menschen, daß bei der regellosen Bestimmung der Jugend zu den Wissenschaften, gerade die einzigen getroffen werden, die dazu Anlage haben? Denn so schlecht auch mancher vermeinte Gelehrte beschaffen ist, so ist er doch in manchen Stücken viel weiter,

als

als andre. Und man kann auch kühnlich behaupten, daß alle die Gelehrten, um die es jetzt so erbärmlich steht, viel besser seyn würden, wenn sie eine bessere Bildung, einen zweckmäßigern Unterricht erhalten hätten.

Gewiß würden, mit einer bessern Bildung, mit Uebung in den Wissenschaften, alle Menschen weit mehr Verstand haben, als sie jetzt besitzen. Es wäre schlecht, wenn man nicht alle Menschen zu einem mittelmäßigen Grade der Vernunft erheben könnte.

Man findet so manchen gescheuten Bauer; so manchen richtigdenkenden Handwerker, so viele politische Kannengießer, spitzfindige Schuster und Schneider — diese alle würden sich, mit Hülfe einer zweckmäßigen, gelehrten Erziehung, in den Wissenschaften gewiß hervorgethan haben.

Es ist also unstreitig eine große Masse, wenn ich so sagen darf, von Verstandeskräften übrig, die gar nicht zur Entwickelung und Thätigkeit, geschweige denn zur Brauchbarkeit für das Leben gelanget. Wozu diese?

Wilh. Liebster Vater, könnte man nicht sagen, es wäre hiermit wie mit den Keimen der Thiere und Pflanzen? Diese sind auch so verschwenderisch vorbereitet, daß von zehntausenden kaum einer zur Entwickelung kommen kann. Eben diese Verschwendung findet hier statt.

Vat. Der Unterschied ist sehr groß, mein Kind.

Du wirst dich wol erinnern, daß diese Keime nicht allein zur Fortpflanzung der Art, sondern auch zur Nahrung andrer Arten dienen. Ich wundre mich, daß dir's nicht gleich wieder eingefallen ist.

Man sieht doch hier in den Keimen einen andern Nutzen. Aber was kann man von der unentwickelten Vernunft sagen; welchen Nutzen hat sie? die unentwickelte Vernunft ist gerade gar nichts.

Und dann, wenn Keime verloren gehn, so scheint es mir doch weit weniger Schade zu seyn, als wenn die Vernunft unentwickelt bleibt. Keime sind edle Producte des Schöpfers; die Vernunft aber noch viel edler. Und diese sollte verloren gehen?

Unmög-

Unmöglich! Gott hat die Menschen gewiß nicht, alle, mit einem reichen Maaße von Kräften der Vernunft begabt, um diese Kräfte unthätig, unnütz schlummern, ewig schlummern zu lassen. Da wäre kein Grund einer solchen Einrichtung, kein Zweck, keine Absicht.

Wenn die Menschen, alle, Vernunftanlage haben, wenn in der Schöpfung alles nach Plan und Zwecken eingerichtet ist: so ist es die Absicht des Schöpfers, daß der Mensch die Vernunft brauche; daß die Vernunft ihre Entwickelung erreiche; daß sie die Glückseligkeit des Menschen befördre, seine vornehmste Glückseligkeit ausmache; weil sie unter allen Kräften desselben die größte und die edelste ist.

Diese Absichten werden in diesem Leben, beiweitem nicht erfüllt. Millionen Menschen erreichen nicht den ersten Grad des Verstandes. Der stupide Feuerländer, sagt man, ist nicht einmal klug genug, Feuer anzumachen, um sich auf seinen Eisfelsen vor der starrenden Kälte zu schützen. Der stumpfe Esquimaux kann nicht über fünf

zählen. Der Südländer ist so dumm, daß er nicht einmal ein Schiff bewundern kann. Die Neger und Hottentotten verschlummern ihr Leben in der trägsten Gedankenlosigkeit. Zahlreiche Völkerschaften wissen von Vernunftbegriffen nichts. Der Cannibale weiß des Morgens nicht, daß er des Abends seine Hangematte brauchen wird.

Aber auch unter civilisirten Völkern — Wie denken unsre niedern Stände? Ohne Bildung des Verstandes, geht ihr ganzer Unterricht damit hin, einige Lehrsätze, die sie nur halb verstehn, in ihr Gedächtniß zu prägen. Sie wissen selbst in ihrem Gewerbe nichts, als die Handgriffe, die man sie gelehrt hat, mechanisch nachzuahmen. Im Uebrigen haben sie nur Vorurtheile und Bruchstücke von Kenntnissen, unter welchen sie nicht unterscheiden können, was Wahrheit und was Irrthum ist. Sie arbeiten, wie die Maschinen. Der eine gräbt die Erde, der andre sägt Holz, ein dritter behaut einen Stein. Ist das ein Geschäfft, wobei eine vernünftige Seele Bildung erhalten kann?

Und dann kann es im Leben nicht anders seyn. Die mehresten Menschen müssen mechanisch arbeiten, und auf die Entwickelung ihrer Verstandeskräfte Verzicht thun, wenn die Gesellschaft bestehen soll.

Wilh. Das ist ja traurig, und die armen Menschen sind zu beklagen, welche ihren Vorrechten, als Menschen, entsagen müssen. Sollte es denn nicht möglich seyn, alle Menschen zum Denken und Verständigwerden anzuführen?

Vat. Wie wäre dies zu bewerkstelligen?

Ferd. Man dürfte nur allen Menschen eine gute Erziehung geben; alle Menschen würden alsdann bei ihrer mechanischen Arbeit denken können; und wenn ihre Arbeit ihnen keinen Stoff dazu hergäbe, würden sie diesen von andern Gegenständen, von Himmel und Erde hernehmen.

Vat. Das Project ist schön, und menschenfreundlich; aber wie steht es um die Ausführung? Bisher ist wenigstens noch nicht daran gedacht worden. Und wie will man die Kamtschadalen und Tungusen, die

Caffern, die Neuseeländer bilden, und bei ihnen Schulen anlegen?

Ferd. Bei denen freilich nicht, aber doch bei den civilisirten Nationen.

Wilh. Gut, lieber Bruder; aber da bleibt doch immer die Absicht Gottes bei diesem Theil der Menschheit unerreicht. Und es bleibt immer ein anderes Leben nothwendig, wenn Gott seine Absicht erlangen will.

Vat. Ganz richtig — Und dann bei uns? Hier fehlt es, aller väterlichen Fürsorge mancher edelgesinnten Obrigkeiten unerachtet, noch immer an Menschen, welche die Kunst, Andre zu bilden, verstehn; es fehlt an Anstalten, an Mitteln dazu. Wie muß es da aussehen, wo die Obrigkeiten daran nicht denken, wo sie sich der Aufklärung und Bildung des Menschen widersetzen? Wie soll da die Vernunft aufkommen?

Vortrefflich wäre es allerdings, wenn man den Menschen durch Bildung seiner Vernunft, zum Leben und zur Würde des Menschen erhöbe. Ein Jeder würde aus vernünftigen Gründen, aus Einsicht des

Rechts und Unrechts, seine Pflicht thun; er würde sein Gewerbe mit Nachdenken treiben; er würde die Freuden des Lebens erkennen und froher genießen; er würde seine Leiden ruhiger, mit mehr Geduld und Standhaftigkeit tragen, und minder unglücklich seyn. — Heil und Preis denen, welche Aufklärung und Vernunft um sich her verbreiten! Die Menschen, die sie beglückt haben, werden ihnen danken.

Allein, — wenn nun auch solche Anstalten von Californien bis Kamtschatka, und von Neu-Holland bis Spitzbergen angelegt wären; so könnte man doch nimmermehr der Vernunft ihre ganze Entwickelung geben.

Ferd. Warum nicht?

Vat. Ich will nicht sagen, daß alle Menschen Newtone und Leibnitze werden könnten; aber sie könnten doch, unter einer guten Führung, alle so weit kommen, als diejenigen, die eine sogenannte gelehrte Erziehung erhalten, mit Arbeit und Fleiß gelangen. So weit aber muß nur der geringste Theil

der Menschheit gebracht werden. Hier sind meine Gründe.

1) Es gehört zu dieser Bildung eine gar zu lange Zeit; die ganze Jugend verstreicht unter bloßen Vorbereitungen, und in den männlichen Jahren muß die Uebung des Verstandes immer das Hauptgeschäfft bleiben, wenn aus dieser Bildung etwas Wahres und Ganzes werden soll.

Nun saget mir; kann der arme Handwerker seine Kinder bis ins zwanzigste oder vier und zwanzigste Jahr in die Schule schicken?

Wilh. Nein, gewiß nicht. Er kann den Aufwand, der dabei unvermeidlich ist, nicht bestreiten; und dann müssen seine Kinder ihm früh das Brod verdienen helfen, und mit ihm arbeiten. Manche Kinder müssen ihren Eltern schon vor dem siebenten Jahre Handreichung thun.

Ferd. Auf dem Lande brauchen die Eltern ihre Kinder alle, während der Erndte. Deßwegen fällt die Schule um diese Zeit aus.

Vat.

Vat. Getroffen. — Gesetzt aber auch, die Eltern könnten es erzwingen; wäre es gut, daß ihre Kinder diese Bildung erhielten?

Ferd. Ei, warum das nicht? Was sollte es ihnen schaden?

Vat. Meinst du, daß es gut gienge, wenn der Weber seinen Stuhl ließe, um eine schöne philosophische Abhandlung zu lesen? Oder wenn der Bauer beim Pfluge jeden Stein betrachtete, um die Natur und die Entstehung der Steine zu erforschen?

Ferd. Das nicht; er müßte bei seiner Arbeit bleiben.

Vat. Weißt du denn nicht, daß die Wissenschaften so zur Leidenschaft werden können, daß man alles übrige darüber versäumt und vergißt? Man findet zuweilen Handwerker oder Ackerleute, welche Lust zu Wissenschaften bekommen. Diese pflegen gemeiniglich ihre Arbeit schlecht zu treiben; und sie hungern samt ihrer Familie.

Man muß sich an die Arbeit gewöhnen, wenn man solche mit Fleiß und Eifer treiben soll. Ein Mensch, der zur körperlichen Ar-

beit bestimmt ist, kann nicht zu früh an dieselbe gebracht werden.

Dem Denker, dem gebildeten Verstande will es nicht behagen, den ganzen Tag das Grabscheit, die Säge, die Axt zu führen. Er wird nicht Holz fällen, nicht Kleider nähen, nicht Steine zur Mauer über einander legen wollen. Das alles ist ihm zu einförmig, zu langweilig; er verlangt ein Geschäfft, wobei sein Verstand Uebung und Nahrung findet.

Ackerleute, Holzhauer, Tagelöhner kann die Menschheit nicht entbehren. Es werden also immer Menschen seyn müssen, welche auf einen Theil ihrer Rechte und ihrer Veredlung werden Verzicht thun müssen.

Und der größte Theil des weiblichen Geschlechts, deren Bestimmung es ist, sich mit den kleinen Geschäfften im Hause zu befangen — diese müssen es ja mit den Wissenschaften und der höheren Bildung ihres Geistes bei sich bis zur Leidenschaft und vorzüglichem Geschmack nicht kommen lassen.

Wer in seinen Berufsgeschäfften einen starken ausdauernden Körper bedarf, muß

sich vor vielen Geistesübungen, in der Jugend und im reifen Alter, in Acht nehmen. Der Geist wird nie anders, als auf Kosten des Körpers, gebildet. Unter allen Arbeiten des Menschen, ist keine, die so sehr den Leib angreift, schwächt, weichlich macht, als die Geistesanstrengung. Man sehe fast alle Gelehrten, die wirklich gelehrt sind; da ist fast keiner, der nicht schwächlich sey, oder mit irgend einer Unpäßlichkeit zu kämpfen habe.

Nein; die ganze Ausbildung des Verstandes kann mit der Einrichtung der Fürsehung in diesem Leben nicht bestehen. — Was wollte denn der Schöpfer mit den Kräften, die er dem Menschen gab? Der Mensch überhaupt genommen, ist nur ein Embryo, ein unvollendetes Geschöpf, dessen unentwickelte Kräfte schlafen. Dereinst aber muß er, ja er muß zur Vollendung gelangen, oder die ganze Anstalt mit ihm ist planlos.

Und wie wäre es möglich, einen andern Plan zu ersinnen, in welchem der Mensch zu seiner wahren Größe gelangte?

Ich will es einmal versuchen, diesen andern Plan zu entwerfen.

Wenn der Mensch zur vollkommenen Bildung seines Verstandes gelangen soll, so muß er viele Muße haben, von dem größten Theil seiner mechanischen Arbeiten befreyt werden, um die Wissenschaften treiben zu können.

Er muß also dahin gekommen seyn, daß er durch Thiere und Maschinen fast alle seine mechanischen Geschäffte treiben läßt.

Diese Schwierigkeit möchte vielleicht nicht groß seyn. Man hat schon der Maschinen sehr viel; und wenn man sich darauf legen wollte, würde man leicht neue erfinden; und es bliebe dem Menschen sehr wenig zu thun übrig.

Man hat Webemaschinen, Sägemaschinen, Dreschmaschinen rc.

Nun aber häufen sich die Schwierigkeiten von allen Seiten, und scheinen uns alle Hoffnung, die wir auf unsre Erfindungen gründeten, zu vereiteln.

Vor-

Vorerst — diese Maschinen werden in die Hände der Reichen fallen, und diese werden dadurch vollends allen Reichthum an sich reißen, weil sie alle Erwerbmittel haben werden. Der Arme, der bisher von seiner Händearbeit lebte, wird keine Arbeit mehr finden. Und, woher wird er Brod nehmen?

Dieses zu vermeiden, müßten alle Arbeiten auf Rechnung des Staates verfertigt werden, und dieser müßte allen seinen Bürgern das nöthige zutheilen. Wir würden beinahe eine spartanische Einrichtung bekommen.

Zweitens — Wenn der Mensch nicht zur ernsten Arbeit durch irgend eine Nothwendigkeit angehalten wird, fesselt er sich nicht gern daran. Selbst die Wissenschaften müssen erst durch lange Uebung zum herrschenden Geschmack und zur Leidenschaft geworden seyn, ehe der Mensch sich entschließt, anhaltend sich damit zu beschäfftigen. Ohne Noth treibt er sie nur nachlässig.

Sobald der Mensch ohne ernstes, dringendes Geschäfft ist, flattert er gern von einem Vergnügen, von einer Zerstreuung zur andern.

andern. Die Arbeit eckelt ihm an, und die Bildung seines Geistes geht langsam von statten.

Ja er verfällt leicht in Muthwillen, Unordnung, Laster und Zügellosigkeit. Seine Kräfte wollen Nahrung haben, sie können nicht ruhen. Das bestättigt, leider! die tägliche Erfahrung. Geschäfftlose Menschen schweifen leicht aus.

Die wissenschaftliche Bildung, die Uebung der Vernunft, ist kein zuverlässiger Zügel gegen Unordnung. Hingegen, dadurch daß sie die Kenntnisse erweitert, die Einbildung thätiger macht, alle Kräfte entwickelt, reizet sie die Begierden, giebt Mittel zur Befriedigung an die Hand, macht den Menschen freier, muthiger, schwerer zu regieren. Die Zügellosigkeit wird unter den Zöglingen der Musen auf Universitäten viel weiter getrieben, als auf den Dorfschenken oder in den Zusammenkünften der Handwerker.

Wenn nun alle Menschen ihre ganze Ausbildung erhalten, wenn die Sitten nicht zu Grunde gehen, wenn die Wissenschaften von zwanglosen Bürgern nicht vernachlässiget wer-

werden sollen, so muß an die Stelle des Bedürfnisses ein andrer Zwang treten. Der Staat muß seine Bürger zur Bearbeitung der Wissenschaften antreiben, die Nachlässigkeit vermeiden, bestrafen, wie sie jetzt die Störung der öffentlichen Ruhe bestraft.

Kurz, es ist eine wahre Unmöglichkeit, daß der Mensch in diesem Erdenleben seine ganze Größe erreicht, und seine Vorrechte genießt.

Es muß also, wenn der Schöpfer seine vortrefflichsten Geschenke, die Vernunft, die Geisteskräfte, nicht umsonst verschwendet haben soll, wenn seine größten Vorkehrungen nicht planlos sind, ein anders Leben nach diesem seyn.

Wilh. In der That, das scheint so einleuchtend, daß alle Zweifel dagegen verschwinden. Denn es ist offenbar, daß Gott eine Absicht haben mußte, warum Er dem Menschen Vernunft gab. Eben so offenbar ist es, daß Er diese Absicht auf Erden nicht erreicht, und nicht erreichen kann. Die Anstalten machen es schlechterdings unmöglich. Nun bleibt nichts übrig, als entweder,

der, daß der Schöpfer zwecklos gehandelt hat, oder, daß ein ander Leben seyn muß, wo er seine Zwecke erreichen wird. Ich sehe nichts anders.

Ferd. Ja gewiß, es muß ein ander Leben nach dem Tode für uns seyn. Denn das kann man doch von Gott nicht denken, daß er zwecklos handeln, und noch weniger, daß er seine Absichten verfehlen wird.

Vat. Dieses Argument erhält durch folgende Betrachtungen noch eine größere Kraft.

1) Die Hindernisse, welche den Menschen verhindern seine Bildung zu erlangen, sind nicht einzelne Begebenheiten, die man zufällig nennen könnte; es sind allgemeine Anstalten, große Grundeinrichtungen.

Denn was den Menschen von seiner Geistesbildung abhält, ist:

a) Die Arbeit. Nun aber ist diese ein allgemeines Bedürfniß, welches Gott dem Menschen, durch seine Einrichtungen aufgelegt hat. Die Arbeit ist nicht allein hier oder dort, etwa in minder günstigen, minder fruchtbaren Gegenden; sondern auf dem

ganzen Erdboden nothwendig. Nicht allein der Grönländer, Samojede und Lappe müssen arbeiten, wenn sie Nahrung und Schutz wider den unfreundlichen Himmel haben wollen; nicht allein der Europäer, bei welchem Begierden und Ueppigkeit die Bedürfnisse ins Unendliche vermehrt haben, muß arbeiten; sondern der Neger, der Caffer, der Indianer müssen arbeiten, auf fruchtbarem Boden, unter günstigem Himmel, und bei mäßigen Begierden und geringen Bedürfnissen.

Ueberall hat der Schöpfer dem Menschen Hindernisse in den Weg gelegt, welche dieser durch Arbeit und Fleiß wegräumen muß. Hier ist es Kälte, dort brennende Hitze, Raubthiere, Ungeziefer, Ueberschwemmungen, ein dürrer Boden, Mangel an Wasser, und was der Beschwerden mehr ist.

b) Das andre Hinderniß sind die Triebe, Begierden und Leidenschaften des Menschen, die ihn irre leiten, sobald sie nicht durch die Bedürfnisse im Zaum gehalten und richtig gelenkt werden. Diese Leidenschaften aber, diese Unruh der gebildeten Kräfte ist eine

Grundeinrichtung des Schöpfers, weil sie bei allen Menschen, an allen Orten und zu allen Zeiten stattfindet.

Also kann man sagen, daß Gott selbst seinen Absichten mit der Vernunft des Menschen entgegen arbeitet, daß er selbst sich Hindernisse in den Weg legt. Er will nicht, daß der Mensch überhaupt genommen zur Entwickelung gelange, seine Größe und seine Glückseligkeit erreiche.

Saget mir, kann es Gottes Absicht seyn, sein eignes Werk, sein größtes und vortrefflichstes Werk zu vereiteln und zu zerstören? Wird Er — so zu sagen — mit der einen Hand vernichten, was Er mit der andern eingerichtet hat? Noch einmal, wenn kein künftiges Leben für den Menschen zu erwarten ist, so ist seine ganze Anlage, sein ganzes Wesen, zwecklos und widersprechend.

Diesen Gedanken setzt ein Philosoph in folgender Stelle in ein helles Licht. *)

„Ist unsre Seele sterblich, so ist die „Vernunft ein Traum, den uns Jupiter ge„schickt

*) Phädon, 2tes Gespräch, S. 90. f.

„schickt hat, uns Elende zu hintergehen;
„so fehlet der Tugend aller Glanz, der sie
„unsern Augen göttlich macht; so ist das
„Schöne und Erhabene, das Sittliche so-
„wol als das Physische, kein Abdruck gött-
„licher Vollkommenheiten, (denn nichts
„Vergängliches kann den schwächsten Stral
„göttlicher Vollkommenheit fassen); so sind
„wir, wie das Vieh, hieher gesetzt worden,
„Futter zu suchen und zu sterben; so wird
„es in wenigen Tagen gleichviel seyn, ob
„ich eine Zierde oder Schande der Schö-
„pfung gewesen, ob ich mich bemühet, die
„Anzahl der Glückseligen, oder der Elen-
„den zu vermehren; so hat der verworfenste
„Sterbliche sogar die Macht, sich der Herr-
„schaft Gottes zu entziehen, und ein Dolch
„kann das Band auflösen, welches den
„Menschen mit Gott verbindet. Ist unser
„Geist vergänglich, so haben die weisesten
„Gesetzgeber und Stifter der menschlichen
„Gesellschaften uns oder sich selbst betrogen;
„so hat das gesammte menschliche Geschlecht
„sich gleichsam verabredet, eine Unwahrheit
„zu hegen, und die Betrüger zu verehren,
„die solche erdacht haben; so ist ein Staat

„freier, denkender Wesen nicht mehr, als
„eine Heerde vernunftloses Viehes, und der
„Mensch — ich entsetze mich, ihn in die-
„ser Niedrigkeit zu betrachten! Der Hoff-
„nung zur Unsterblichkeit beraubt, ist dieses
„Wundergeschöpf das elendeste Thier auf
„Erden, das zu seinem Unglück über seinen
„Zustand nachdenken, den Tod fürchten und
„verzweifeln muß. Nicht der allgütige
„Gott, der sich an der Glückseligkeit seiner
„Geschöpfe ergötzt, ein schadenfrohes Wesen
„müßte ihn mit Vorzügen begabt haben,
„die ihn nur bejammernswerther machen.
„Ich weiß nicht, welche beklemmende Angst
„sich meiner Seele bemeistert, wenn ich
„mich an die Stelle der Elenden setze, die
„eine Vernichtung fürchten. Die bittere
„Erinnerung des Todes muß alle ihre Freu-
„den vergällen. Wenn sie der Freundschaft
„genießen, wenn sie die Wahrheit erkennen,
„wenn sie die Tugend ausüben, wenn sie
„den Schöpfer verehren, wenn sie über
„Schönheit und Vollkommenheit in Entzü-
„ckung gerathen wollen: so steiget der schreck-
„liche Gedanke der Zernichtung, wie ein
„Gespenst, in ihrer Seele empor, und ver-
wandelt

„wandelt die gehoffte Freude in Verzwei-
„flung. Ein Hauch, der ausbleibt, ein
„Pulsschlag, der stillesteht, beraubt sie
„aller dieser Herrlichkeiten: das Gottvereh-
„rende Wesen wird Staub, Moder und
„Verwesung. Ich danke den Göttern, daß
„sie mich von dieser Furcht befreiet haben!
„Meine Begriffe von der Gottheit, von der
„Tugend, von der Würde des Menschen,
„und von dem Verhältnisse, in welchem er
„mit Gott stehet, lassen mir keinen Zweifel
„mehr über seine Bestimmung. Die Hoff-
„nung eines zukünftigen Lebens löset alle die-
„se Schwierigkeiten auf, und bringet die
„Wahrheiten, von welchen wir auf so man-
„cherlei Weise überzeugt sind, wieder in
„Harmonie. Sie rechtfertiget die Gott-
„heit, setzet die Tugend in ihren Adel ein,
„giebt der Schönheit ihren Glanz, der Wol-
„lust ihre Reizung, versüßet das Elend,
„und macht selbst die Plagen dieses Lebens
„in unsern Augen verehrenswerth; indem
„wir alle Begebenheiten hienieden mit den
„unendlichen Reihen von Folgen verglei-
„chen, die durch dieselben veranlasset wer-
„den. Eine Lehre, die mit so vielen be-

„kannten und ausgemachten Wahrheiten in
„Harmonie steht, und durch welche wir so
„ungezwungen eine Menge von Schwierig-
„keiten gehoben sehen, findet uns sehr ge-
„neigt, sie anzunehmen; bedarf beinahe kei-
„nes fernern Beweises.

2) Eine zweite Betrachtung setzt dieses noch in ein helleres Licht.

Die Vernunft nemlich ist, in der jetzigen Lage der Dinge, dem Menschen an seiner Glückseligkeit eher hinderlich, als beförderlich.

Doch dieß ein andermal; heut ists zu spät. Gute Nacht, meine Lieben.

Dreizehntes Gespräch.

Vierter moralischer Beweis.

Unsre Vernunft ist mit diesem Leben in Misverhältniß.

Fortsetzung.

Vater.

Ich sagte euch gestern, meine Lieben, daß die Vernunft, in der jetzigen Lage der Dinge, dem Menschen an seiner Glückseligkeit eher hinderlich, als beförderlich ist. Diesen Satz wollen wir nun näher betrachten, um unsre Hoffnungen eines künftigen Lebens zu bestärken.

Wilh. Lieber Vater, wenn ich nicht wüßte, daß Sie nichts ohne hinlänglichen Grund sagen, so möchte ich an der Wahrheit dieses Satzes zweifeln. Denn mich

deucht, es läßt sich zum Lobe der Vernunft vieles anführen.

Vat. Allerdings, mein Lieber. Ich habe ja immer gesagt, daß die Vernunft das größte Geschenk Gottes an den Menschen ist.

Wilh. Das weiß ich; und daher nimmts mich noch mehr Wunder, daß Sie jetzt das Gegentheil zu behaupten scheinen.

Vat. Ich behaupte nicht gerade das Gegentheil. Die Vernunft bleibt immer das edelste Geschenk Gottes; dabei aber ist es doch auch wahr, daß sie den Menschen mehr beunruhiget, und in seiner Zufriedenheit und seinem Wohlseyn mehr stört, als sie sein Glück befördert.

Wilh. Wenn Sie's erlauben, so werde ich sagen, daß dieß paradox klingt; denn die größte Wohlthat muß doch das Wohl befördern.

Vat. Das ist wol nicht immer richtig. Manches Geschenk Gottes ist sehr edel, kann sehr nützlich werden, das doch auch sehr schadet; z. B. der Reichthum. Mit demselben

selben kann man vortreffliche Anstalten machen, sein und der Nebenmenschen Glück befördern; aber man kann sich auch damit äusserst unglücklich machen, wenn man ihn nicht anzuwenden weiß. Man versinkt in Unthätigkeit oder in Unordnung; man ladet, durch Untüchtigkeit und Laster, die öffentliche Schande auf sich; man zerstört seine Gesundheit, bereitet sich ein frühes Alter, ein sieches Leben und einen nahen Tod. Ohne den Reichthum wäre man arbeitsam, ordentlich geworden; hätte die Achtung der Menschen, eine dauerhafte Gesundheit, ein ruhiges Leben und ein glückliches Alter gehabt. Ist nun nicht der Reichthum vortrefflich und zugleich auch höchst gefährlich?

Wilh. Ohne Zweifel. Sollte es denn mit der Vernunft eben so seyn?

Vat. Eben so. Und weil sie noch mehr vermag, als der Reichthum, ist sie eben deßwegen noch gefährlicher, als jener.

Wilh. Es thut mir weh, von der Vernunft übel zu denken; sie ist es, die den Menschen von den Thieren und allen übrigen Geschöpfen der Erde auszeichnet, und

ihn zum Herrn aller übrigen Dinge macht. Durch sie hat der Mensch Künste und Wissenschaften erfunden, und wird zum moralischen Wesen erhoben. Die Vernunft lehrt ihn die Dinge kennen, brauchen und zu seiner Glückseligkeit anwenden.

Vat. Dieß alles ist wahr. Demohnerachtet ist es aber auch wahr, daß die Vernunft die Quelle der bittersten Leiden ist.

Nicht in ihrer Vollkommenheit, aber in ihrer Mittelmäßigkeit. Zu seinem Wohl müßte der Mensch so wenig Verstand haben, als möglich, oder den Verstand in seiner ganzen Vollkommenheit besitzen. Das Mittelmäßige hierin ist eben so gefährlich als heilsam. Dieß wird sich gleich zeigen. Nur bemerke ich noch, daß die Vernunft in diesem Leben ihre Vollkommenheit, und, wenn ich so sagen darf, ihre Reife, nie erlangt.

Dieß kann der Vernunft eben so wenig zum Vorwurf gereichen, als es dem Weinstocke zum Vorwurf gereicht, daß er nicht im Frühlinge reife Früchte trägt. Die Vernunft muß unvollkommen seyn, ehe sie ihre Vollkommenheit erreichen kann. Weil sie

diese aber hier nicht erreicht, so ist es ein Beweis, daß dieses Leben nicht ihre ganze, nicht ihre letzte Zeit ist, und daß eine andre Periode nach dieser sie zur Vollkommenheit bringen muß.

Ich unterscheide die Menschen, in Ansehung der Vernunft, in zwei Classen:

Derer, die sich über die herrschende Mittelmäßigkeit erheben, und

Derer, die darin bleiben — fast das ganze Menschengeschlecht.

Ferd. Erstere müssen doch glücklich seyn, denn sie sind zur Vollkommenheit der Vernunft gelangt: nicht wahr?

Vat. Nein, nicht zur Vollkommenheit, sondern zu einem höheren Grade von Mittelmäßigkeit. In manchen Stücken sind sie noch übler daran, als der große Haufe der Menschen.

Vorerst werden sie von mehreren Zweifeln geplagt. Was dem, der wenig denkt, für ausgemachte Wahrheit gilt, das ist in dem denkenden und scharfsinnigen Wahrheits-

forscher manchem Zweifel unterworfen. Indeß daß Ersterer, in der Versicherung, die Wahrheit zu haben, ganz ruhig ist, findet Letzterer so viel Ungewißheit, sieht Spuren von Wahrheit, die er nicht verfolgen kann; und dieser Zustand quält ihn. Dieses findet in der Theorie und in practischen Dingen statt.

In der bloßen Speculation möchte es noch hingehen, ob es gleich sehr unangenehm ist. Wenn es aber auf Thun und Lassen ankommt, dann ist die Ungewißheit schmerzlich. Der Arzt, der einen schwerkranken Freund gern retten möchte, der Vater, der einen fehlgehenden Sohn auf die rechte Bahn bringen will; diese empfinden, was zweifeln heißt, wenn sie keinen gewissen Ausweg vor sich sehen.

Vor alten Zeiten, da Hippokrates und Galen als Orakel galten, ging der Arzt seinen Weg fort, wie diese ihm solche vorgezeichnet hatten. War der Ausgang unglücklich, so war — nicht Methode, sondern die Natur, — schuld daran; den Arzt beunruhigte kein Bedenken. Jetzt, da Erfahrung

fahrung und Grundsätze die Stelle der Meister vertreten, muß der Arzt lange denken und suchen, und Versuche machen. Er selbst ist dabei ängstlich; und sein Ansehen verliert dadurch, daß er nicht entscheidend spricht, und oftmals sichtbar schwankt.

Der Vater, der keine andre Erziehungsmittel, als Strafen, kennt, straft getrost, in der Zuversicht, daß es endlich fruchten wird, oder tröstet sich damit, daß der Fehler in der Natur liegt und unheilbar ist. Er spricht: „das Meinige hab' ich gethan;„ und damit ist er ruhig. Ganz anders der Vater, welcher selbst aus der Kenntniß des jugendlichen Herzens Mittel zu finden bedacht ist. Er macht Versuche, wägt Nutzen und Schwierigkeiten gegen einander ab, und weiß oftmals nicht, wozu er greifen soll. Mislingt es ihm, so macht er sich Vorwürfe.

Wenn es solchen Männern unglücklich bei ihrem Unternehmen geht, laden sie auf sich den allgemeinen Tadel der Nichtdenkenden. Dann heißt es: „So gehts, wenn man klüger als Andre seyn will? Warum blieb

er

er nicht bei der alten, bewährten Weise? Da würde es besser gegangen seyn!„ Und, wahrhaftig, solche Urtheile sind drückend; oder man müßte den seltenen Muth haben, sie zu verachten.

In dem gemeinen Umgange geht es den vorzüglichen Menschen nicht viel besser. Columbus mußte sich von den blödsinnigen Höflingen Ferdinands verlachen lassen; und Leibnitz mußte erst einige Körbe voll Baumblätter mit einander vergleichen, ehe er Friedrichs Hof von seinem Grundsatze überzeugen konnte. Noch ists viel, daß die Probe verstattet wurde; und es wäre ohne den Schutz der Churfürstin schwerlich geschehen. Die mehresten Menschen erheben sich nicht über die Sinne; und was sie nicht sehen, muß kein Andrer sehen, oder er setzt sich ihrem Haß, oder wenigstens ihrem Tadel aus.

Doch hierüber will ich abbrechen, und zur zweiten Classe kommen.

Die Vernunft, in allen Graden der Entwickelung, welche nicht über das Mäßige reichen, beunruhigt das menschliche Herz auf mancherley Weise. Sie erweitert unsern

sern Erkenntnißkreis weit über die Kenntniß der Sinne und des Gegenwärtigen hinaus. Dadurch erweckt sie Begierden, Zurückerinnerung, Furcht und Wünsche. Ohne Verstand, wie das Thier, oder mit schlummernden Seelenkräften, wie die mehresten rohen Nationen, würde der Mensch, wie jene, mit dem zufrieden seyn, was ihm jedesmal vor die Sinne käme; dieses würde er ganz genießen, weil kein andrer Gegenstand ihn störte; dieses nur würde er leiden, weil er von Vergangenheit wenig, und von Zukunft gar nichts wüßte. Nun aber ist er niemals ganz in dem gegenwärtigen Augenblick; er theilt sich in die Vergangenheit und in die Zukunft, und lebt in dieser noch mehr, als in jener. Also fühlt er den gegenwärtigen Genuß nur sehr unvollkommen; er vergleicht diesen mit andern, deren er sich erinnert, und findet immer, daß er vormals besser, inniger fühlte, als jetzt. Die unangenehme Vergangenheit kann ihm zwar das Gegenwärtige versüßen; sie verbittert es ihm aber auch nicht selten, vornemlich wenn sie ihn an etwas erinnert, worüber sein moralisches Gefühl oder sein Stolz erröthet.

Mit-

Mitten im Genusse stellt ihm die Fantasie neue Gegenstände vor, die sie mit Zauberfarben ausmalt, und macht ihm das Gegenwärtige unschmackhaft. Neue Begierden reißen ihn weit von dem Augenblick weg, in welchem er lebt, so daß er niemals lebt, sondern nur immer zu leben wünscht, und zu leben hofft.

Nous ne vivons jamais; nous attendons la vie.

Der Unglückliche leidet niemals bloß seine jetzigen Leiden. Die vergangenen sind auch noch da, und vermehren die gegenwärtigen; dazu tritt die Zukunft, die, eben weil sie nichts bestimmtes zeigt, mit schrecklichen Gespenstern die Fantasie erfüllt, und Angst und Schrecken erzeugt. Die Zeit der Leiden in der Zukunft ist unendlich. — „Wenn „ich noch lange, noch Wochen, noch Jahre „leiden muß! wenn mir dieses abgeht! wenn „dieses zutrifft!„ — Dieses alles kann den Menschen mehr beängstigen, als wirkliche gegenwärtige Leiden.

Alle diese Unruhe, alle diese Leiden kennen der Feuerländer, der Caraibe, der Huron, eben

eben so wenig, als unsre Heerden auf den Weiden sie empfinden. Warum? Weil ihre unentwickelten Verstandeskräfte nicht weiter reichen, als ihre Augen und ihr Gefühl. Wie wollte die Erinnerung, oder die Begierde, die Hoffnung oder die Furcht den Caraiben quälen? ihn, der des Morgens, wenn er das Bedürfniß des Schlafes nicht fühlt, seine Hangematte für jeden Preis verkauft, da er sie doch des Abends für alle Reichthümer der Welt nicht hingeben würde, weil er nun fühlt, daß er derselben bedarf? Er erinnert sich also des Morgens nicht, daß er gestern Abend sein Bett brauchte, und sieht nicht vorher, daß er es diesen Abend brauchen wird. Wenn dieser nicht die hohe Glückseligkeit genießt, welche entwickelte Seelenkräfte uns gewähren, so genießt er wenigstens den Augenblick, und seinen Genuß ganz; nichts stört, nichts verringert seine Freude und seine Ruhe.

Ein sogenannter Wilder — wenn ich nicht irre, in Labrador — klagte gegen einen Europäer, daß ein paar Zobel ihn beunruhigten, und ihm seinen Vorrath von

Fischen stählen. Die Zobel sind, wie ihr wißt, ein wichtiger Handlungsartikel. Der Europäer sagte ihm, warum er die Thiere nicht wegfienge, da er doch für die Pelze noch etwas lösen würde? „Was soll ich da„mit? war die Antwort; „ich bin ja nichts „schuldig.„ Da gab der Europäer dem Amerikaner ein halb Pfund Tabak. „Nun „bist du mir schuldig,„ sagte er ihm. — In einer halben Stunde brachte der Canadenser die beiden Zobel, die er gefangen hatte.

Wilh. Das ist ja ein sonderbarer Zug von diesem Wilden!

Vat. Und sehr lehrreich, sehr nützlich, den Menschen kennen zu lernen.

Ferd. Er will nicht einmal die Zobel fangen, die ihn bestehlen!

Wilh. Da er sie doch so leicht fangen kann, daß er sie beide in einer halben Stunde hat. So geschwind würden wir nicht zwei Mäuse fangen.

Ferd. Er mußte sehr faul seyn.

Vat. So sind alle die rohen Völker. Sie nehmen lieber mit den schlechtesten Nahrungsmitteln vorlieb, als daß sie sich bessere durch Arbeit erwerben. Diese Beobachtung erstreckt sich über alle rohen Nationen der Erde.

Vergesset aber nicht, daß er auch die Unbequemlichkeit und den Verlust, den ihm diese Zobel verursachten, wenig fühlen mußte.

Wilh. Das ist wahr. Sonst würde er sie leicht gefangen haben.

Vat. Daraus sehet ihr, daß die Unbequemlichkeiten und Leiden des Lebens den Menschen wenig drücken, wenn er nicht verzärtelt ist.

Man erzählt von einem gewissen Volke, daß es am Ende des Winters immer anfängt sich Hütten für den künftigen Winter zu bauen, weil ihm die Kälte sehr empfindlich gewesen ist. Nun wird Holz angeschleppt, behauen, es werden Pfähle gesetzt, um eine recht feste und warme Hütte gegen den künftigen Winter zu haben. Indeß kommt die

schöne Jahreszeit, die Luft wird angenehm und warm. Der Bauende vergißt die vergangenen Leiden, und denkt an die zukünftigen nicht weiter. Das Haus bleibt unvollendet, fällt, ehe der Winter kommt, wieder zusammen, und der Mensch leidet nun wieder, was er schon mehrmals gelitten hat. Er nimmt nachher sein Project wieder vor, verläßt es wieder; und so gehts immer fort. Die Leiden machen auf ihn keinen dauerhaften Eindruck; er muß sie also nicht sehr empfunden haben.

Wie viele Leiden gehören also nicht dazu, den Menschen zu wecken, aufmerksam zu machen, und aus seiner trägen Ruhe zu reißen!

Wilh. Man hat also sehr Unrecht, über die Leiden zu klagen, welche der Schöpfer dem Menschen aufgelegt hat. Sie sind nöthig.

Vat. Freilich hat man Unrecht zu klagen. Es geschieht aber nur, weil die mehresten Menschen den Nutzen der Leiden nicht kennen.

Doch

Doch wieder auf unsern wilden Amerikaner zu kommen, so finde ich in seiner Geschichte noch Eines, das sehr merkwürdig ist.

Dieser Mensch hat so wenig Gefühl, daß er die Unbequemlichkeit, von Thieren beunruhigt und bestohlen zu werden, kaum empfindet. Dennoch fühlt er Recht und Gerechtigkeit. Er sieht ein, daß man bezahlen muß, wenn man schuldig ist. Und dieses Gefühl ist so stark, daß es seine große Trägheit überwindet, die von den Unbequemlichkeiten und dem Verlust seiner Nahrungsmittel nicht besiegt werden konnte. Das Gefühl von Recht und Unrecht ist also bei ihm stärker, als das Gefühl seines eignen Verlustes. Er fing die Zobel nicht, die ihn bestahlen; er fing aber Zobel, um seine Schuld abzutragen. Wer sollte sich darüber nicht wundern?

Ferd. Es scheint, als wenn das Gefühl von Recht und Unrecht eines der ersten Gefühle des Menschen, und ihm angeboren wäre.

Vat. Lasset uns nun zu unsrer Hauptbetrachtung zurückkehren.

Ein Mensch, wie alle diese rohen Menschen, lebt viel ruhiger, als gebildete. Es ist fast nichts vermögend, seine Ruhe zu stören; weil er wenig fühlt. Wir aber, wir werden beständig von Furcht und Hoffnung, von Zukunft und Vergangenheit, von Begierden und Leidenschaften, hin und her getrieben und geworfen, wie die Schiffe beim Sturme von Wind und Wellen. Warum? Weil wir einen Verstand haben, der weiter reicht, als unsre Sinne.

Die Vernunft schadet uns noch auf eine andre Art, und stört unsre Glückseligkeit, unsre Zufriedenheit und Gemüthsruhe.

Sie unterwirft uns der Gewalt der Leidenschaften. Freilich haben auch die Thiere Leidenschaften; aber nur die, welche auf den Sinnen beruhen, und nicht länger anhalten, als der Sinneseindruck dauert. Der Löwe wüthet, wann er hungrig ist, oder angegriffen wird: übrigens ist er ruhig. Der Mensch wüthet, nicht allein aus eben diesen Gründen, seine Wuth währt

nicht allein durch die Erinnerung länger fort; sondern er hat ganz andre Leidenschaften. Die Habsucht, der Ehrgeiz, die Eitelkeit, und wer weiß wie viele Leidenschaften mehr, die sich bloß auf Gegenstände der Vorstellung gründen, die der Mensch folglich nicht haben würde, wenn seine Vorstellungen und Gefühle auf den engen Kreis der Sinnlichkeit eingeschränkt wären: alle diese Leidenschaften beunruhigen ihn, quälen seine Nebenmenschen, verleiten ihn zu Härte und Ungerechtigkeit. Man nehme nur den einzigen Ehrgeiz. Bei Großen verwüstet er Provinzen; bei Kleinen erweckt er Zank, Feindseligkeiten, Rachsucht. Die gekränkte Ehre ist eine bittre Quaal.

Die Vernunft, welche die Herrschaft über die Leidenschaften führen sollte, läßt sich als Dienerin derselben gebrauchen. Sie sucht Gründe, solche zu rechtfertigen, und Mittel, die Anschläge derselben auszuführen; und ruhet nicht, bis sie beides gefunden hat.

Loin que la raison nous éclaire
Et dirige nos actions
Nous avons trouvé l'art d'en faire

L'Orateur de nos passions.
C'est un Sophiste qui nous joue,
Un vil Complaisant qui se loue
A tous les faux de l'univers;
Qui se parant du nom de Sages
La tienne sans cesse à leurs gages
Pour autoriser leurs travers.

Bald würdigt sich die Vernunft zu Feinheit, und die Klugheit zu List herab; statt der Wahrheit werden Ränke gesucht.

Die Ausschweifungen der Begierde zerstören die Gesundheit, zerrütten den Glückszustand; die Ränke werden entdeckt, Ehre, Liebe, Vertrauen, Sicherheit und Ruhe gehen verloren. Dieses alles ist die Frucht des Verstandes, welcher seine Bildung nicht höher, als zur Mittelmäßigkeit, bringt.

Dieses alles schreibe ich der Vernunft zu, ob es gleich zunächst von den Leidenschaften kömmt; denn die Leidenschaften erhalten ihre Heftigkeit und ihre vorzügliche Wirksamkeit nur von der Vernunft.

Ich habe gesagt, von der Vernunft, wenn sie sich nicht über das Mittelmäßige der Einsicht

sicht erstreckt. — Denn eine höhere Bildung setzt sie, wenigstens zum Theil, in ihre Rechte ein. Wenn sie sich bis zum Reiche der Wahrheit erhebt, dann beruhigt sie den Menschen, dann tröstet sie ihn in seinen Leiden, dann mäßiget sie seine Leidenschaften. Aber wie oft gelangt sie zu dieser vorzüglichen Kraft? Giebt es unter Zehntausend wol Einen solchen Vernünftigen und Weisen?

Hier ist eine Stelle aus dem Werke eines berühmten Naturkundigen. *)

„In dem Menschen, heißt es, sind der „körperliche Schmerz und der körperliche „Genuß der geringste Theil seines Leidens „und seines Vergnügens. Seine Einbil„dung, die beständig rege ist, thut alles, „was sie kann, zu seinem Unglücke, oder „vielmehr, thut nichts, als was ihn plagt; „sie erzeugt und bringt ihm vor die Augen „nichts als leere Hirngespinste, als aus„schweifende Gestalten; und zwingt ihn, „sich damit zu beschäfftigen. Durch diese „Schattenbilder beunruhiget, weit mehr

*) Buffon Hist. naturelle Tom. 5. Discours sur la Nature des animaux.

„als es durch die Dinge selbst geschehen „würde, verliert die Seele nicht allein ihre „Beurtheilungskraft, sondern auch ihre „Herrschaft; sie beschäfftigt sich nunmehr „nur mit Träumen; sie will nicht mehr aus „eignem Triebe, und will oft unmögliche „Dinge. Ihre Willenskraft, worüber sie „nicht mehr gebietet, wird ihr lästig; ihre „übertriebenen Begierden sind für sie eine „Quaal; ihre eiteln Hoffnungen höchstens „ein betriegliches Vergnügen, welches so„gleich verschwindet, sobald die Ruhe zu„rückkehrt, und die Seele, wiederum ihrer „mächtig, solches prüft und nach seinem „wahren Werthe beurtheilt.

„Wir bereiten uns also Leiden, jedesmal „wann wir Vergnügen suchen; wir werden „unglücklich, sobald wir wünschen glücklich „zu seyn. Die Glückseligkeit ist in uns, „der Schöpfer hat uns solche in die Hände „gegeben. Das Uebel ist außerhalb; wir „suchen und holen es. Können wir uns „denn nicht überzeugen, daß der ruhige Ge„nuß unsers Daseyns die einzige wahre „Glückseligkeit ist; daß wir solche zu ver„mehren

„mehren nie trachten können, ohne in Ge-
„fahr zu gerathen, sie zu verlieren; daß
„wir um desto mehr besitzen, je weniger
„wir wünschen; und daß endlich alles, was
„wir, außer den Geschenken der Natur,
„begehren, Quaal erzeugt, und nur das
„uns beseligen kann, was sie uns dar-
„bietet?

„Die Natur hat uns unzählige Vergnü-
„gungen bereitet, und bietet uns täglich
„neue an; sie hat für unsre Bedürfnisse ge-
„sorgt, uns wider Schmerz gewaffnet; in
„der Körperwelt ist für uns unendlich mehr
„Gutes, als Böses. Also ist nicht das
„Wirkliche in der Welt, sondern nur die
„Erdichtung unsrer Fantasie, furchtbar.
„Nicht die körperlichen Schmerzen, nicht
„die Krankheiten, nicht der Tod, — wol
„aber die Unruh der Seele, die Leidenschaf-
„ten, die Sehnsucht, sind schrecklich.„

Ihr sehet, meine Kinder; der Verfasser sagt, daß die Krankheiten der Seele uns unglücklich machen. Diesen Krankheiten der Seele aber wären wir nicht unterworfen, wenn es nicht unsre Vernunft wäre; wenn

wir nicht mehr Erkenntnißvermögen, als die Thiere, hätten.

„Die Thiere, fährt der Verfasser fort, „haben nur ein Mittel, Vergnügen zu genie„ßen, nemlich, ihr Gefühl in dem Genuß, „wonach sie Begierde empfinden, zu üben. „Dieses Vermögen haben wir auch, und „überdieß noch ein anderes Mittel, uns „Vergnügen zu verschaffen; und dieses ist, „daß wir unsern Verstand üben, dessen Ge„nuß in dem Triebe nach Erkenntniß besteht. „Diese Quelle des Vergnügens wäre die „lauterste und ergiebigste, wenn unsre Lei„denschaften sie nicht trübten und ihren Lauf „hemmten. Diese aber wenden die Seele „von aller Betrachtung ab; sobald sie die „Ueberhand gewonnen, schweigt die Ver„nunft, oder wenn sie ja noch spricht, ist „uns ihre Stimme kaum hörbar, und oft„mals lästig. Dann schleicht sich der Wi„derwille gegen die Wahrheit ein, der Zau„ber des Wahnes wird immer mächtiger, „der Irrthum schlägt tiefe Wurzeln, reißt „uns hin und stürzt uns ins Elend. Denn, „welches Unglück ist wol größer, als, wenn

„man

„man nichts mehr nach der Wahrheit frägt; „als, wenn man von allen Dingen nur „nach den Eingebungen der Leidenschaften „urtheilt; als, wenn man nur nach blin- „den Trieben handelt; so daß man in den „Augen Anderer ungerecht oder lächerlich „wird, und sich sogar selbst verachten muß, „wenn man einmal ein aufmerksames Auge „auf sich wirft?

„In diesem Zustand der Verblendung und „der Blindheit möchte der Mensch gern die „ganze Natur seiner Seele umschaffen. Zum „Denken ward sie uns von dem Schöpfer „gegeben; und wir möchten durch sie nur „fühlen. Wenn es uns möglich wäre, ihr „Licht gänzlich auszulöschen, würden wir „den Verlust desselben nicht bereuen; und „wir beneiden fast das Schicksal der Wahn- „sinnigen. Da wir, in diesem Falle, nur „in gewissen Augenblicken vernünftig sind, „und da diese Augenblicke der Vernunft uns „zur Last fallen, und ganz in geheimen Vor- „würfen dahin gehen: so möchten wir gern „davon befreiet werden. So taumeln wir „von Täuschung zu Täuschung hin; suchen,

„wie

„wie wir uns selbst aus den Augen verlie-
„ren, um uns, wo möglich, zu verkennen,
„und uns endlich ganz zu vergessen.

„Eine Leidenschaft ohne ruhige Zwischen-
„zeiten, ist Tollheit; und Tollheit ist der
„Tod für die Seele. Heftige Leidenschaften
„mit vernünftigen Augenblicken, sind Pa-
„roxismen, Anfälle der Seele, die um desto
„gefährlicher sind, je länger sie dauern, und
„je öfter sie eintreten. Die Vernunft ist
„nur die Summe der guten Augenblicke,
„welche die Anfälle zwischen sich lassen; die-
„se Summe ist aber nicht die Summe un-
„srer Glückseligkeit. Denn in diesen Au-
„genblicken der Vernunft, fühlen wir, daß
„unsre Seele krank gewesen ist, wir tadeln
„unsre Leidenschaften, und verurtheilen un-
„ser Betragen. Die Thorheit ist der Keim
„des Elends; und die Vernunft, die Kraft,
„welche diesen Keim entwickelt. Die meh-
„resten Menschen, welche sich unglücklich
„nennen, sind Menschen voller Leidenschaft,
„das heißt — Thoren, die noch einige gu-
„te Augenblicke haben, in welchen sie ihre
„Thorheit einsehen, und folglich ihr Unglück

füh-

„fühlen. Weil nun aber in den höheren „Ständen mehr eitle Begierden, mehr un„besonnene Forderungen, mehr ausschwei„fende Leidenschaften, mehr Misbrauch der „Seelenkräfte stattfinden, als in den nie„dern Ständen; so sind, unter den Sterb„lichen, die Großen allerdings am mindesten „glücklich.

„Lasset uns aber die Augen von jenen „traurigen Gegenständen und demüthigenden „Betrachtungen wegwenden. Wir wollen „den Weisen betrachten; dieser allein ver„dient unsre Aufmerksamkeit. Herr über „sich selbst, herrscht er auch über die Bege„benheiten. Mit sich selbst zufrieden, will „er nur das seyn, was er von jeher gewe„sen ist, und nur immer so leben, wie er „schon immer gelebt hat. Sich selbst ge„nug, bedarf er der Andern wenig, und „kann ihnen nicht zur Last fallen. Sein be„ständiges Geschäfft ist, die Kräfte seiner „Seele zu üben, seinen Verstand immer „vollkommener zu machen, seinen Geist zu „bilden, und neue Kenntnisse zu erwerben; „und so befriedigt er seine Triebe beständig,

ohne

„ohne Reue, ohne Ueberdruß; er genießt
„die ganze Welt, indem er sich selbst ge-
„nießt.„

Ein schönes Gemälde, meine Lieben! Wo ist aber der Mensch, der so lebt, der so leben kann? Bedürfnisse zu sättigen, Pflichten zu erfüllen, ein Amt zu verwalten, Sorgen der Nahrung — dieß alles erschwert das Leben und stört die Ruhe. Wer kann seinen Geist so ausbilden? Wer hat dazu Gelegenheit, Muße, Kraft, Vorkenntnisse? — Und wenn dieß alles nicht wäre, — die Leidenschaften lassen den Menschen selten vor späten Jahren dahin kommen. Doch, laßt uns dieses schöne Gemälde weiter betrachten; es ist immer ein angenehmes Bild, das die Seele erhebt.

„Ein Solcher, sagt der Verfasser, ist
„gewiß das glücklichste Geschöpf von der
„Welt. Zu den körperlichen Genüssen, die
„er mit den Thieren gemein hat, verschafft
„er sich die Freuden der Seele, die nur ihm
„zukommen. Er hat zwei Mittel zur Hand,
„seine Glückseligkeit zu befördern; und beide
„unterstützen und verstärken einander. Wenn

„er, durch eine Zerrüttung in seiner Ge„sundheit, oder durch irgend einen andern „Zufall, Schmerzen leidet, so empfindet er „solche weniger, als ein Andrer. Die „Stärke seiner Seele macht ihm seine Lei„den erträglicher, die Vernunft tröstet ihn; „und mitten unter seinen Leiden genießt er „die Zufriedenheit, daß er sich stark genug „fühlt, Leiden zu ertragen.

„Die Gesundheit des Menschen ist un„sichrer und schwankender, als die Gesund„heit irgend eines Thieres. Er ist öfter „und länger, als diese, krank; er stirbt in „jedem Lebensjahre, da die Thiere hingegen „mit festen Schritten ihre ganze Lebensbahn „zu durchlaufen pflegen. Das kommt, „deucht mich, von zwei Ursachen her, wel„che, ob sie gleich sehr von einander ver„schieden sind, beide diese Wirkung erzeu„gen müssen. Die erste Ursach ist die Un„ruh unsrer Seele, die aus der Unordnung „in unserm innern körperlichen Sinne ent„steht. Daraus erwachsen Leidenschaften, „Unglücksfälle, die auf die Gesundheit Ein„fluß haben, und die Quellen des Lebens

„an-

„angreifen. Wenn man die Menschen ge„nau beobachtete, so würde man wahrneh„men, daß sie fast alle ein zaghaftes Leben „in beständigen Kämpfen führen, und daß „die mehresten vor Verdruß sterben. Die „zweite Ursach unsrer schlechteren Gesund„heit und unsers kürzern Lebens ist die Un„vollkommenheit derjenigen von unsern Sin„nen, welche mit unsern Trieben zunächst „in Verwandtschaft stehen. Die Thiere „fühlen weit besser, als wir, was ihnen „zuträglich oder schädlich ist; sie irren sich „in der Wahl ihrer Nahrungsmittel nie„mals, sie gehen in ihren Vergnügungen „nicht über ihre Kräfte. Durch das bloße „Gefühl der gegenwärtigen Bedürfnisse ge„leitet, verschaffen sie sich Befriedigung, „ohne sich neue Bedürfnisse zu erkünsteln. „Wir aber, außer daß wir alles ins Ueber„mäßige treiben, außer der Art von Wuth, „mit welcher wir uns geflissentlich zerstören, „indem wir die Natur zu zwingen suchen, „wir wissen noch überdieß nicht allzuwohl, „was uns gut oder schädlich ist; wir wissen „die Wirkungen dieser und jener Speise „nicht recht zu unterscheiden. Wir verach„ten

„ten einfache Nahrungsmittel, ziehen denselben zusammengesetzte Gerichte vor, weil „wir uns den Geschmack verdorben, weil „wir aus einem Sinne des Vergnügens ein „Organ der Schwelgerei gemacht haben, „welches nichts mehr empfindet, als wodurch es heftig erschüttert wird.„

Und woher kommts, daß unsre Sinne so verdorben sind? Von der Kenntniß, die wir haben, von unsern Künsten, von unserm Verstande. Hätten wir, wie die Thiere, keine andre Führer, als unsre Sinne, dann würden wir immer sicher gehen, und unsers Zweckes niemals verfehlen.

Wir wollen einen Blick auf den Weg werfen, den wir zurückgelegt haben, um unsern rechten Standpunkt zu bezeichnen.

Nun saget mir also, meine Lieben, glaubet ihr, daß Gott uns die Vernunft umsonst gegeben habe? Hat Er keine Absicht dabei gehabt?

Wilh. Man kann sich so etwas ganz und gar nicht vorstellen. Es ist uns unmöglich

zu denken, daß Gott nicht eine Absicht dabei haben sollte.

Vat. Ist aber die Absicht Gottes erfüllt, wenn der Verstand des Menschen sich ganz und gar nicht entwickelt, und bloß bei den Sinnen bleibt?

Ferd. Auch das ist nicht zu denken; denn so weit reichen ja die Sinne schon.

Wilh. Ja; und dann ist die Vernunft vollkommen überflüssig.

Vat. Hat denn Gott seine Absicht erreicht, sobald der Verstand eine mäßige Entwickelung erhalten hat; oder muß er weiter gehen?

Wilh. Wahrscheinlich soll die Entwickelung soweit gehen, als sie kann. Denn wozu der Ueberfluß von Kraft, der nicht entwickelt wird?

Vat. Und, wäre es schon genug, daß der Mensch seine Vernunft entwickelte; oder muß diese Entwickelung ihn auch beglücken?

Wilh. Gottes Absicht muß nicht allein dahin gehen, daß die Vernunft, welche Er

dem Menschen gegeben hat, so weit reiche, als sie Kräfte hat, sondern auch, daß der Gebrauch derselben den Menschen zur Glückseligkeit führe.

Vat. Nun haben wir aus allen Beobachtungen wahrgenommen:

1) Daß die Vernunft bei vielen Menschen, und zu manchen Zeiten fast bei allen Menschen, fast gar keine Entwickelung erhalten hat, und nie über den engen Kreis der Sinnlichkeit hinaus sich erstreckte.

2) Daß überall nur eine sehr mäßige Bildung der Verstandeskräfte überhaupt genommen zum Wohl der Menschheit erfordert würde.

3) Daß eine allgemeine höhere Bildung unmöglich ist.

4) Daß diese höhere Bildung mehr schädlich, als vortheilhaft wäre.

5) Daß die mäßige Entwickelung der Verstandeskräfte die Glückseligkeit des Menschen wenigstens eben so viel stört, als befördert; — daß sie Begierden und Leiden-

schaften, Furcht und Besorgnisse erzeugt, Genuß stört, List und Laster hervorbringt.

6) Daß eine höhere Bildung des Verstandes für den einzelnen Menschen nicht sonderlich vortheilhaft ist, weil sie ihn aus dem Gleichgewicht der Verhältnisse mit andern Menschen hebt, so daß er in sie nicht paßt.

Die Vernunft kann also nicht ihre ganze Bildung in diesem Leben erhalten; und — wenn sie solche erhielte — nicht brauchen.

Ist es da nicht klar, daß Gott den Menschen für ein anderes Leben, als dieses, geschaffen haben muß; weil er ihn für dieses Leben nicht eingerichtet hat?

Warum schuf er den Menschen nicht wie die Thiere? Ohne Verstand sind sie ruhig, zufrieden; so glücklich, als sie seyn können. Wenn ihre Glückseligkeit eingeschränkt ist, fühlen sie diese Schranken nicht, weil sie nichts besseres kennen. Ohne Vernunft würde der Mensch eben so glücklich, oder — will man nicht sagen: glücklich — doch ruhig, zufrieden seyn.

Mit seiner Vernunft aber ist er unruhig, misvergnügt, von Wünschen, von Sorgen, von Begierden, von Erinnerungen geplagt.

Sehet ihr nicht, meine Kinder, daß die Hoffnung eines zukünftigen Lebens uns zu einem nothwendigen Gedanken wird?

Wilh. O ja; ohne diese Hoffnung kann man in dem Plane Gottes nichts sehen.

Ferd. Ohne die Unsterblichkeit der Seele, hat der Schöpfer keinen Plan.

Vat. Wenigstens keinen, den wir einzusehen vermöchten.

Vierzehntes Gespräch.

Gott hat, bei seinen Einrichtungen mit dem Menschen, mehr auf dessen Bildung, auf Kosten der Glückseligkeit desselben, gesehen.

Vater.

Bisher, meine Geliebten, haben wir nur einzelne Einrichtungen des Schöpfers mit dem Menschen betrachtet.

Wilh. Ja; vorerst die Hoffnungen, welche alle Menschen sich von einem zukünftigen Leben nach dem Tode machen.

Dann, die unersättlichen Begierden der Menschen, welche durch nichts auf Erden befriediget werden können.

Drittens, daß die Tugend nicht allein keinen ihrer würdigen Lohn auf Erden empfängt,

fängt, sondern noch dem Menschen Anstrengung, Reue, Misbehagen verursacht, und ihn beständig beunruhigt.

Viertens, daß die Vernunft des Menschen mehr zu seiner Unruh und seiner Plage, als zu seiner Ruh und Zufriedenheit dient.

Ferd. Daraus hatten wir den Schluß gezogen, daß nothwendig ein künftiges Leben seyn muß, wo der Mensch seine Hoffnungen erfüllt, sein Verlangen nach Glückseligkeit gesättigt, seine Tugend belohnt und seine Vernunft zu seiner Wohlfahrt angewendet sehen wird.

Vat. Richtig. Aber warum müssen denn seine Hoffnungen eines zukünftigen Lebens erfüllt werden? Müssen denn alle Hoffnungen des Menschen in Erfüllung gehen?

Ferd. Das letzte nun freilich nicht. Mit den Hoffnungen eines bessern Lebens aber verhält sichs anders. Diese Erwartung ist allgemein; und da die Sinne dawider streiten, so scheints, als wenn unsre Hoffnung eine Eingebung, und mithin eine Verheißung von Gott ist.

Vat. Eine Eingebung möchte ichs nicht nennen: denn —

Ferd. Das war auch meine Absicht nicht. Ich wollte sagen, daß diese Hoffnung eine Folge von der Beschaffenheit des Menschen ist, welche Beschaffenheit von Gott kommt: so daß man jene Vorstellung als ein Werk Gottes ansehen kann. Das wollte ich sagen, konnte aber nicht das rechte Wort finden, um meinen Gedanken auszudrücken.

Vat. Aber, wie können die unersättlichen Begierden einen Beweis eines zukünftigen Lebens abgeben? Ich dächte, Begierden müßten nicht gesättigt, sondern gemäßigt werden, wenn sie die Schranken übertreten.

Wilh. Der moralische Satz ist wahr; und ich muß gestehen, daß ich mir aus der Frage nicht zu helfen weiß. —

Ferd. Die Begierden, wie sie sind, hat uns doch Gott gegeben!

Vat. Allerdings; und wenn die Moral uns lehrt, daß wir unsre Begierden mäßigen sollen, so geschieht es um unsrer Ruh

und um unsers Wohls willen. Aber eben dieß beweiset, daß sie von Natur unmäßig sind, und uns plagen, wenn wir nicht die Herrschaft über sie gewinnen. Nichts desto weniger können wir immer sagen, daß Gott seine Absichten dabei hatte, da er sie uns so unermeßlich gab; daß diese Absichten in Erfüllung gehen müssen; daß sie aber keine andre, als das Wohl der Menschen, sind, und eine Begierde nur dadurch, daß sie befriediget wird, das Wohl des Begehrenden befördern kann. Daraus folgt, daß unsre Begierden dereinst, in einem andern Zustande, Sättigung erhalten müssen.

Nicht die Begierde nach Speise oder Trank, nicht die Lüsternheit nach allerlei thörichten Vergnügungen, meyne ich; nein, die Begierde nach Zufriedenheit, Glückseligkeit, wird Befriedigung dereinst erlangen.

Die andern Beweisgründe sind an und für sich klar und entscheidend.

Dieses alles war nur einzelne Verordnung des Schöpfers; nunmehr aber komme ich auf das Allgemeinere, auf das Ganze des göttlichen Planes mit dem Schicksale

der Menschen. — Dem aufmerksamen Beobachter muß es gleich auffallen, daß dieser ganze Plan

„nicht sowol auf das Wohl „und die Glückseligkeit des „Menschen, als auf seine „Bildung, auf Kosten seines „Wohlseyns,„

eingerichtet ist. — Eine recht merkwürdige Betrachtung, aus welcher sich sehr erfreuliche Folgen ziehn lassen! Nicht wahr?

Wilh. Zuverlässig! Denn da der Zweck Gottes, in allen seinen Werken und Anordnungen, das Wohl seiner Geschöpfe seyn muß; so folgt, daß, wenn Gott dieses Wohl in dem gegenwärtigen Leben nicht befördert, ja gar in manchen Stücken behindert hat — Er nothwendig fernere Absichten mit dem Menschen haben muß; und daraus folgt die Unsterblichkeit.

Ferd. Ja noch mehr. Gott hat die Bildung des Menschen auf Kosten seines Wohls veranstaltet. Ich nehme an, daß dieß wahr ist; so entsteht die Frage: Wozu

diese

diese Bildung? wozu dieses Opfer des Wohls? — Diese Bildung muß schlechterdings die Glückseligkeit des Menschen zum Zweck haben; und zwar eine größere Glückseligkeit, als die, welche dadurch verloren geht; denn es müssen dem Menschen alle Plagen vergütet werden, denen er durch seine Bildung ist ausgesetzt worden.

Vat. Sehr wohl! Das ist es, was aus jenen Beobachtungen folgt.

Nun muß ich nur meine Beobachtung bewähren, und meinen Grundsatz beweisen. — Und in der That, das ist nicht schwer.

Ohne weitläuftig zu suchen, was Glückseligkeit ist, und worin sie besteht, und ohne von derselben ein fantastisches Bild zu entwerfen, dürfen wir nur sehen, wie zufrieden und ruhig die Thiere leben, und was sie in den Stand setzt, diese Zufriedenheit zu genießen.

Leichte Befriedigung weniger Bedürfnisse; das ists alles.

Je mehr Bedürfnisse, desto mehr Unruh. Diese scheint die Natur den Thieren dadurch erspart zu haben, daß sie ihnen eine gute Decke vor aller Rauhigkeit der Luft gegeben, und ihnen die Erkenntniß künstlicher Genüsse versagt hat.

Die leichte Befriedigung besteht darin, daß die Thiere allenthalben ihr Futter finden; sie dürfen weder weit suchen, noch mühsam erzeugen.

Vor Schaden hat der Schöpfer sie dadurch bewahrt, daß Er ihnen feine und sichre Sinne gegeben, die ihnen allemal mit Zuverlässigkeit zeigen, was ihnen heilsam oder schädlich ist.

Auf diese Art sicherte die Fürsehung den Thieren Ruh und Zufriedenheit.

Wilh. Wenn das, das Mittel zur Zufriedenheit ist; ach! dann ist der Mensch sehr weit davon entfernt! dann kann er die Ruh nicht genießen!

Vat. Allerdings nicht. — Vorerst sind die natürlichen Bedürfnisse des Menschen viel mannigfaltiger, als die Bedürfnisse der Thie-

Thiere. Seine Haut ist dünn und bloß, und kann ihn vor der Rauhigkeit der Witterung nicht schützen; Wohnung und Kleidung sind ihm nothwendig.

Ferd. Aber, lieber Vater, man könnte Ihnen sagen, daß diese Schwachheit und Weichlichkeit des Menschen, nicht das Werk der Natur, sondern ein Vergehen des Menschen ist, der sich durch Verwöhnung und Verzärtelung so weichlich gemacht hat, als er jetzt geworden ist.

Wilh. Lieber Bruder, dieß könnte vielleicht für Wahrheit gelten, wenn wir nicht rohe Völker kennten. Diese aber beweisen, daß die Weichlichkeit des Menschen nicht ganz sein Werk ist. So roh und hart die sogenannten wilden Völker leben, so finden wir doch keines, das ganz nackt geht. Alle bauen sich Hütten; alle brauchen künstliche Bedeckung, die Einen wider die Kälte, die Andern wider die Hitze der Sonne. Erstere hüllen sich in Thierhäute ein, andere beschmieren sich mit Fett.

Vat. Ganz richtig. Es kann kein Mensch zu jeder Jahreszeit ohne Decke ausdauern.

Ist ihm der Winter nicht zu kalt, so ist ihm der Sommer zu heiß.

Ferd. Das hatte ich nicht recht überlegt; ich dachte nur an die übertriebene Weichlichkeit, in welcher wir fast alle leben.

Vat. Diese ist freilich das Werk der Menschen, und nicht der Natur.

Wie leicht wäre es nicht dem Schöpfer gewesen, uns, so wie den Thieren, entweder eine undurchdringliche Haut, oder einen dicken Pelz, oder ein warmes Gefieder zu geben? Er that es nicht; und dadurch setzte Er uns manchen Unbequemlichkeiten und Leiden aus. Jede rauhe Witterung wird uns beschwerlich, jeder Stoß schmerzt uns, jede Wunde dringt tief ein; es ist uns fast jeder nahe Gegenstand furchtbar.

Diesen Mangel der Natur mußte der Mensch, nach vielen vergeblichen Versuchen, mit Kunst und mühsamer Arbeit ersetzen. Alle Dinge auf Erden mußte er um Hülfe ansprechen, und sich von denselben eine Decke zu seiner Blöße erbetteln. Er durchsuchte das Thier- und Pflanzenreich, fand zwar

in ersterem bald eine Bekleidung, die er aber oftmals mit großer Gefahr erbeuten mußte. Das Pflanzenreich kostete ihm keinen Kampf; es verkaufte ihm aber dennoch seine Geschenke theuer genug, durch die Mühe des Aufsuchens und der Zubereitung. Es verstrich lange Zeit, ehe der Mensch den Bast der Pflanzen fand und zu verarbeiten wußte. Man sehe, welche schwere, und nicht selten gefährliche Arbeit der Flachsbau kostet; man bedenke die langwierige Arbeit des Spinnens, des Webens; kurz, wieviel dazu gehört, um die Pflanze, wie sie auf dem Felde steht, zu einem brauchbaren Gewebe umzuschaffen!

Wilh. Die Wolle und Seide geben fast eben so viel Mühe.

Ferd. Baumwolle und Thierfelle sind auch nicht viel leichter zu verarbeiten.

Vat. Und nun reichen alle diese künstlichen Bedeckungen noch nicht zu, den Menschen vor der Unfreundlichkeit der Witterung zu schützen. Eine Wohnung ist ihm so unentbehrlich, als ein Kleid. Diese ruft ihn wieder zu schwerer, anhaltender Arbeit; sie

fodert

fodert Kunst, und setzt den Bauenden und den Bewohner neuen Gefahren aus.

Ferd. O ja; es ist mancher Zimmermann, mancher Maurer, mancher Ziegeldecker dabei zu Schaden gekommen, und hat wol gar das Leben eingebüßt.

Wilh. Diese Gefahr ist noch nicht die größte. Noch viel schrecklicher ist die Feuersnoth. In ihren Höhlen fürchten die wilden Thiere kein Feuer, keinen Blitz vom Himmel. Diese können ihnen nicht schaden.

Vat. Nun denket euch solche Feuersbrünste, wo in einigen Stunden mehrere hundert Häuser in einen Aschenhaufen verwandelt werden, und die Bürger einer ganzen Stadt fast nackt und ohne Lebensmittel ins freie Feld flüchten, und bei Wind und Wetter unterm freien Himmel wohnen müssen; so wie es noch in diesem Jahre *) Salzungen und Ruppin ergangen ist, die fast ganz von den Flammen verzehrt wurden.

Wilh.

*) 1787.

Wilh. Und die Erdbeben! Wie vor einigen Jahren zu Messina und in Calabrien, und noch vor diesen, zu Lissabon! *)

Vat. Dieses alles würden wir nicht zu befürchten haben, wenn wir keine Häuser brauchten. Denn nur die Brennbarkeit und der Umsturz unsrer Gebäude machen uns Blitz und Feuer und Erdbeben furchtbar.

Ferd. Die Nothwendigkeit einer Wohnung macht uns den Lebensunterhalt noch weit beschwerlicher, als er sonst seyn würde.

Wilh. Wie meinst du das, Lieber? Ich verstehe dich nicht recht.

Ferd. Ich meine es so: daß wir nun Häuser bauen müssen, die vielen Aufwand kosten, oder wir müssen Hauszins bezahlen. In beiden Fällen müssen wir das Geld dazu verdienen, aufsuchen. Das macht gewiß viel Müh und Sorgen.

Wilh. Das ist wahr. Wenn der Mensch jetzt für Nahrung und Kleidung mit vieler Be-

*) Im Jahr 1757.

Beschwerde gesorgt hat, ist er noch nicht fertig. Nun muß er sich erst durch sauren Schweiß eine Wohnung verschaffen.

Vat. Wie viele Noth und Beschwerden würde der Schöpfer dem Menschen erspart haben, wenn Er ihm eine dicke Haut, wie dem Elephanten, oder eine dicke Haardecke, wie dem Wolfe, gegeben hätte. Er that es nicht. Warum? Er wollte nicht den Menschen gerade zufrieden und ruhig machen; Er wollte ihm Arbeit geben, ihn zur Erfindung zwingen.

Ferd. Noch eines scheint mir bemerkenswürdig. Nemlich, daß der Schöpfer allen Thieren Wehr und Waffen, nur dem Menschen nicht, gab.

Vat. Freilich. Jene bekamen Hörner, Hufe, Klauen, Zähne. Der Mensch hat von dem allen nichts. Sein Mund ist zum Biß nicht eingerichtet, seine Zähne sind zu schwach; seine Nägel haben weder Krümme, noch Härte, noch Schärfe. Kurz, der Mensch ist ein wehrloses Geschöpf.

Dennoch ist er von allen Seiten mit furchtbaren Gegnern umgeben. Fast jedes

Thier kann ihn angreifen. Der Bär, der Löwe nicht allein; sogar der Wolf, der Hund, die wilde Katze sind ihm nicht zu verachtende Feinde. Wollte er unter diesen, mit Sicherheit für sein Leben, wohnen, so mußte er auf allerlei Künste bedacht seyn, sich vor denselben zu schützen. Diese mögen ihm viele Mühe gemacht haben.

Der Mensch brauchte zu seiner Erhaltung viele Künste; und doch gab ihm die Natur keine Werkzeuge. Er soll das Land bauen, Holz fällen. Das Kaninchen hat Klauen und Rüssel, womit es die Erde aufwühlt und seinen Bau gräbt. Der Biber hat scharfe Zähne, womit er das Holz zu seinem Bau fället und beschneidet. Was hat der Mensch? Nichts! — Und — dieses alles ist ihm unentbehrlich. Sehet, wie viele Handwerker für diese Bedürfnisse arbeiten müssen!

Wilh. Ja, eine unzählige Menge; und doch ist dadurch nur für die Bedeckung und Wohnung gesorgt. Nun bleiben noch andre Bedürfnisse.

Vat. Darauf wollte ich jetzt kommen. Das wichtigste ist die Nahrung.

Ferd. Sollte diese aber der Mensch nicht ohne Arbeit gefunden haben?

Wilh. Findet sie doch der Grönländer, der Samojede, der Tartar, und viele andre Nationen, die von Ackerbau nichts wissen.

Vat. Freilich; dennoch aber nicht ganz ohne Müh und Arbeit. Der Tartar, der Lappländer müssen Vieh halten; der Grönländer geht auf den Fischfang. Er muß sich einen Kahn, einen Harpun, ein Messer machen.

Und nun sehet auf die Umstände, in welchen diese Nationen leben. Sie wohnen entweder an den Seeküsten, oder an den Ufern fischreicher Flüsse, oder in Wäldern, wo es eine Menge Wild giebt, oder in ungeheuern Wüsteneien, wo sie von dem Orte ziehn, den sie ausgezehrt haben, und in eine andre Gegend gehn, die ihnen Futter für ihre Heerden anbietet.

Ueberdieß sind alle diese Völkerschaften wenig zahlreich. Vor diesem, da unsre Vorfahren die Wälder Germaniens bewohnten, und nur etwas Gerste zu ihrem Biere bauten, war Germanien nicht, wie jetzt Deutschland, bewohnt. Es zogen doch ungeheure Armeen zu Felde? Wol wahr; aber es war auch jeder Mann Soldat; und dann glaube ich schwerlich, daß man in Norden zweimal hundert tausend Mann, und in Süden dreimal hundert tausend unter den Waffen gefunden haben würde.

Wenn man jetzt die deutsche Nation in ihren Wäldern mit wilden Schweinen und Holzäpfeln nähren wollte, würde man in Gefahr gerathen, sie bald verhungern zu sehen. Der Ackerbau ist bei einer starken Bevölkerung allemal unentbehrlich. Das leidet keinen Zweifel. In den fruchtbarsten Gegenden kann die Natur allein nur zerstreute Menschen nähren.

Also muß der Mensch mit sauerm Schweiß sein Leben fristen. Wie? bedurfte denn Gott der Hülfe des Menschen, um seinen Geschöpfen die nöthige Speise zu geben?

Warum machte Er die Erde nicht so fruchtbar, als sie es durch die Arbeit des Menschen wird? War es Ihm schwerer, Obstbäume in den Wäldern wachsen zu lassen, als Eichen und Fichten? Oder konnte Er die Früchte, die Er besorgte, nicht zu der Vollkommenheit bringen, zu welcher sie unter unsern Händen gelangen? War es Misgunst von Ihm, oder Unvermögen? Keines von beiden, ganz gewiß; es war Absicht. Die Vollendung seiner Werke wollte Er dem Menschen überlassen.

Hierher gehört noch, was Büffon sagt, *) daß, da der Schöpfer den Thieren allen, scharfe, bestimmte Sinne gab, wodurch sie das, was ihnen heilsam und was ihnen schädlich ist, mit Gewißheit unterscheiden — Er dem Menschen stumpfe Sinne gegeben, die alles genießen können, ohne das Zuträgliche von dem Schädlichen zu unterscheiden. Der Mensch würde eben sowol giftige Pflanzen, als heilsame Früchte verzehren; und wenn er in eine Gegend kommt, deren Früchte ihm unbekannt sind, so muß er sich von

den

*) Siehe Seite 119.

den Thieren belehren lassen, und er ißt nur von denen Früchten, welche die Vögel angefressen haben.

Wilh. Und zwar hat dabei der Schöpfer eine Menge Gifte unter die Speisen des Menschen gemischt; Schierling, Nachtschatten, Belladonna, giftige Schwämme, giftige Muscheln, giftige Fische, giftige Schlangen, Biesamthiere, deren Saft seinem Geruch schmeichelt, und ihm durch Uebermaaß den Tod zuwege bringen würde. Rosen und Lilien locken ihn durch ihre Schönheit und ihren Duft, und können ihn durch ihren Duft tödten. Die Mannigfaltigkeit der Speisen, die Reize der Gewürze erwecken seine Begierde, und zerrütten seine Gesundheit, und verkürzen sein Leben.

Ferd. Ja, überall Gefahr, ohne Mittel, ihr auszuweichen.

Vat. Kein ander Mittel, als Erfahrung, Beobachtung, Erkenntniß; welche erst durch vielfältige Unfälle und Leiden erkauft werden mußten.

Die ersten Menschen, welche, ohne Erkenntniß, nur durch ihre Sinne und Triebe

geleitet wurden, fühlten den Hunger — Um sie her lagen viele Früchte, Kräuter, gute und schädliche; viele ganz ungenießbare Dinge. Sie griffen zuverlässig nach allem, führten alles zum Munde, wie es jetzt noch die Kinder thun; Steine und Früchte, Holz und Sand — Wie viele mußten ersticken, an Bauchgrimmen und Unverdaulichkeit umkommen; wie viele die heftigsten Schmerzen leiden, ehe sie daran dachten, sich vorzusehen, eine Wahl zu treffen! und wie viele mußten nach diesem noch ihre Unwissenheit büßen, ehe man hinreichende und gewisse Beobachtungen hatte! Nur durch Schmerzen, Elend und vielfältige Opfer, konnte die nothwendigste Erkenntniß erkauft werden. Die erste Welt war ohne Zweifel ein Opfer für ihre Nachkommenschaft.

Und in den unfruchtbaren Gegenden, wie lange mußten die Menschen hungern, ehe sie lernten Wild jagen und Fische fangen, oder Heerden zusammenbringen, zähmen, füttern, warten und nützen! Wie lange Zeit ging hin, ehe man ein Seil, einen Spieß machte, ehe man Materialien dazu fand,

und ihren Gebrauch errieth! Wer niemals ein Seil, ein Messer, eine Axt gesehen håtte, würde ihren Gebrauch nicht vermuthen, und noch weniger den rohen Stoff erkennen, aus welchem diese Werkzeuge verfertiget werden. Jahrhunderte reichen nicht zu, diese ersten Kunstwerke zu Stande zu bringen.

Wilh. Unterdessen mußte der Mensch ein elendes, mühseliges Leben führen. Er konnte die größten Schätze um sich haben, ohne ihren Nutzen zu kennen. Das Meer konnte an seinen Ufern von Fischen, das Land von Wild, die Luft von Vögeln wimmeln; und der Mensch dabei verhungern, weil er kein Mittel hatte, dieses alles zu erreichen.

Vat. Daraus sieht man, daß der Schöpfer die Erhaltung, die Wohlfahrt, die Ruhe und Zufriedenheit der Menschen nicht zur Hauptabsicht hatte.

Diese ganze Anordnung gehet dahin, den Menschen zur Beobachtung, zum Nachdenken, zur Entwickelung seiner Verstandeskräfte, mehr oder weniger, zu führen; weil sie ihn dazu zwingt; weil der Verstand bei ihm

allen Mangel der Natur ersetzen muß. Der Verstand muß an die Stelle scharfer und bestimmter Sinne treten; der Verstand soll dem Menschen Nahrung verschaffen, ihn mit Bedeckung und Schutz versorgen, vor Gefahren bewahren. Ueberall Kunst! Und man möchte sagen, daß Gott die Thiere nur deßwegen neben uns schuf und so gütig versorgte, um uns zu zeigen, was Er thun konnte, für uns aber nicht thun wollte; damit wir einsehen lernten, daß Er mit uns andre, höhere Absichten hat.

Daß der Mensch der Liebling des Schöpfers auf Erden ist, kann man nicht bezweifeln. Die höhern Kräfte, die größere unbegränzte Genußfähigkeit, die Gott ihm gegeben hat, beweisen es unwidersprechlich. Der Mensch ist zum Genuß, zur Glückseligkeit, in seinem Wesen ausgerüstet; und die Mittel dazu, die näheren Mittel nemlich, sind ihm alle versagt.

Sonderbarer Widerspruch —! Der Liebling ist am wenigsten glücklich! Derjenige, der die größte Fähigkeit besitzt, den Genuß zu empfinden, hat die wenigsten Mittel, sich

Genuß zu verschaffen! Allen übrigen Geschöpfen hat Gott alles geschenkt; der Mensch muß alles sehr theuer erkaufen!

Durch diese Einrichtung aber wird er gebildet. Hätte er, wie die Thiere, von der Natur Bedeckung und Waffen, Nahrung, und zureichende Sinne, solche zu erkennen, bekommen; was würde ihn zur Aufmerksamkeit und zum Nachdenken reizen? So versorgt, so zufrieden, wie das Schaaf auf der Weide, würde er eben so wenig, als das Schaaf, denken und aufmerken; er würde, wie dieses, sein Leben gedankenlos verschlummern und verträumen.

Aber jetzt nöthigt ihn alles zur Behutsamkeit und Vorsicht; alles ist gegen ihn gerichtet, um seine schlummernden Kräfte zu wecken. Schmerzen, Mangel, Gefahr fodern ihn unverzüglich zur Vernunft und Erkenntniß auf.

Die Natur macht ihm die Metalle fast unentbehrlich; und sie vergrub diese Metalle in die Eingeweide der Erde, unter unkennbaren Gestalten. Ihre Absicht war, daß der Mensch solche suchen, Künste finden sollte,

sollte, dieselben aus den Tiefen der Erde herauszuholen und in brauchbare Gestalten zu verwandeln. Man sage nicht, daß der Schöpfer ihm solche nicht zudachte, sonst würde Er sie nicht dahin gelegt, oder der Mensch sie nicht gefunden haben. Ja, der Schöpfer hatte sie für ihn bestimmt; aber schenken wollte Er ihm solche nicht. Konnte Er es nicht? — Warum nicht? Man findet ja gediegen Eisen, gediegen Gold. Konnte Gott hier und dort diese Geschenke unter einer brauchbaren Gestalt geben; warum nicht allenthalben? War es Ihm schwerer, in Schweden oder Steyermark das Eisen soweit zu vollenden, als es Ihm in der Mittelmark geworden ist? Konnte Er das Gold in den Anden nicht so gut gediegen geben, als in dem Rhein oder dem Tagus? Gott konnte; aber Er wollte nicht.

Daß der Mensch Gold oder Eisen haben sollte, das war nicht die Hauptabsicht des Schöpfers; seine Hauptabsicht war, daß jener, Künste erfände; Gold und Eisen waren nur Lockungen, die seine Begierden erwecken und rege machen sollten.

Wenn nun der Mensch, nach Jahrtausenden, durch viele Versuche, Erfahrungen und Leiden, zu den Künsten gelangt ist, welche zur Erhaltung und Sicherheit seines Lebens nothwendig sind; hat er seinen Zweck, die Ruhe und Zufriedenheit, nicht erreicht. Diese scheinen vielmehr sich von ihm immer weiter zu entfernen. Es geht dem Menschen, wie dem Wandrer. Dieser sieht endlich, nach langem Sehnen und schwerer Reise, in der Ferne die Spitze des Thurms, welcher seine Ruhestätte bezeichnet. Nun, denkt er, nun hab' ichs endlich! der Thurm ist gleich hinter dem Berge, und der Berg liegt nahe vor mir! Er ersteigt voller Hoffnung den Hügel, und sieht, daß er noch eine ganze Strecke zu gehen hat. Bald kommt er an eine Krümmung des Weges; er sieht den Ort bald zur Rechten, bald zur Linken, und manchmal gar hinter sich. — So gehts dem Menschen. Er hat nunmehr alle Anstalten getroffen, Ruhe und Zufriedenheit zu genießen. — Plötzlich steigen bei ihm neue Begierden auf; er fühlt neue Bedürfnisse, sieht neue Aussichten; und letztere immer weit aussehender, als erstere.

Nir-

Nirgends findet er dauerhafte Ruh, nirgends das Ende seiner Laufbahn.

Denn sobald er mit den ersten Bedürfnissen seines Lebens fertig ist, fühlt er neue Bedürfnisse. Er schaut schon weiter um sich, wird vieles gewahr, und bald gelüsten ihn die neuen Gegenstände. Die Ruhe und Bequemlichkeit, die er genießt, machen ihn bald begierig nach angenehmer Abwechslung, nach reizenderem Genuß. Er wird weichlich, und bedarf mehr Hülfe, mehr Verwahrungsmittel, mehr Bequemlichkeit. Derjenige, der vormals seine Reisen zu Fuße that, wird bald eine Kutsche brauchen, um eine Promenade zu machen. Sonst nahm er mit einem einfachen Gerichte vorlieb; nun braucht er schon drei Schüsseln zu seiner Mahlzeit.

Es entstehen bald Neugierde und Liebhaberei; letztere ist zuweilen nützlich; beide aber verursachen immer Mühe und Aufwand. Der Liebhaber lechzt nach einer Muschel oder einer Tulpe, wie der Hungrige nach Brod; das eine ist eben sowol ein Bedürfniß, und eben so quälend, als das andre. Der Geschmack

schmack verfeinert sich, und fodert zu seiner Befriedigung mehr Kunst. Weit gefehlt, dadurch um einen Schritt weiter zu kommen, geht der Mensch dadurch in seiner Wohlfahrt zurück. Denn nun beleidigen ihn tausend Dinge, als unvollkommen, die ihm sonst Vergnügen gewährten. Diese schlechteren, rauhen Gegenstände kann er nicht alle wegschaffen. Der alte Germanier ging selbst in den Stall, und wartete sein Pferd: den deutschen Herrn beleidigt der Geruch, den sein Stallknecht von der Arbeit an sich behält; und doch muß er ihn sich nahe kommen lassen, wenn es auch nur wäre, um das Pferd von ihm zu nehmen.

Der Mensch mag also in seinem Bestreben nach Wohlseyn so weit gehen, als er will; nimmermehr wird er das Ziel erreichen. Jeder Grad der Glückseligkeit ist für unsre Fantasie und Begierden nur ein fester Punkt, den sie nur brauchen, um von da aus einen Schwung in die Ferne zu nehmen. Sie sind und streben immer weit vorwärts. An Ruhe, an Aufhören ist niemals zu gedenken; weil das Feld sich immer mehr eröffnet.

Ferd. Ich muß bekennen, bester Vater, daß dieses gerade der Fall ist, in welchem ich mich befinde. Meine Gedanken und Wünsche gehen immer vorwärts; immer wünsche ich mir, ein paar Jahre älter zu seyn; und wenn ich eine Arbeit anfange, berechne ich das Vergnügen, welches ich am Ende haben werde. Oft habe ich des Morgens den Abend, und heute den morgenden Tag gewünscht. Auch bin ich niemals in der gegenwärtigen Zeit, sondern immer in der Zukunft.

Vat. So wird dirs immer gehen, mein Sohn; und so geht es allen Menschen, die etwas Lebhaftigkeit in der Einbildung und in den Gefühlen haben.

Ferd. Das ist schlimm; denn dadurch wird man niemals froh, niemals ist man ruhig, niemals genießt man, was man hat.

Vat. Aber doch, was man wünscht, was man hofft. Wenn uns die Dinge nicht erfreuen, so belustigen uns doch die Projecte, die Anstalten.

Ferd.

Ferd. Doch nicht ganz; denn man besinnt sich doch, und dann denkt man, daß man das noch nicht hat, was man wünscht, und daß man es wol gar nicht erhalten wird. Und dann ist es doch immer ein unruhiger Zustand des Gemüths.

Vat. Der uns aber zur Arbeit und Betriebsamkeit aufmuntert.

Ferd. Freilich wol, zur Arbeit; nicht aber zum ruhigen Genuß und Vergnügen.

Wilh. Aber diese Arbeit selbst ist ein Vergnügen; nicht wahr?

Vat. Allerdings; und zwar das größte Vergnügen, welches der Mensch genießen kann.

Wilh. Woher kommt es aber, daß viele faul sind und die Arbeit fliehen?

Vat. Weil sie nicht nach ihrem Geschmacke, nicht aus eignem Triebe zur Erreichung einer Absicht, zur Ausführung eines eignen Planes arbeiten. Wenn die Arbeit den Kräften angemessen ist, und zur Ausführung einer eignen Absicht dient; dann arbeitet der

Mensch gern, mit Vergnügen, die Arbeit mag an und für sich noch so unangenehm oder beschwerlich seyn.

Ferd. Das ist wahr. Ich fühle es oft bei mir selbst. Im Herbst, als ich mir das Parterre anlegen wollte, arbeitete ich Stunden lang, daß mir der Schweiß von der Stirne floß; und es war mir nicht einmal lieb, wenn man mich von der Arbeit rief, um zu Tische zu kommen. Dieses Frühjahr setzte ich meine Arbeit mit gleichem Eifer und mit gleichem Vergnügen fort.

Vat. Wenn du aber, wie unsre Gärtnerbursche, auf Befehl arbeiten solltest, ohne selbst ein Project zu haben, und ohne etwas von deiner Arbeit zu erwarten —?

Ferd. Ja, dann möchte es nicht so gut gehen, als es damals ging.

Vat. Zuverlässig nicht. — Aber, was war denn deine Absicht?

Ferd. Ich wollte im Frühjahr Blumen haben, die mir zugehörten, und von denen ich sagen könnte, daß ich sie selbst gebaut habe.

Vat. Davon versprachest du dir nun viel Vergnügen? Nicht wahr?

Ferd. Ganz gewiß, sonst würde ich die schwere und schmutzige Arbeit nicht gethan haben. Aber ich sah meine Blumen schon in der Hoffnung; ich zählte sie, ich brach einige, ich band einen Strauß . . . kurz, ich war ganz voll davon.

Vat. Und, sind dir deine Blumen so gut gerathen, als du hofftest?

Ferd. Ja, und fast über meine Hoffnung, obgleich ein paar ausgeblieben sind.

Vat. Hast du denn auch von deinen Blumen alles Vergnügen gehabt, das du dir davon versprachest?

Ferd. Ich war außer mir vor Freuden, als ich sie so gut gedeihen, und schöne Knospen ansetzen sah. Alle Tage ging ich einige mal in den Garten, um zu sehen, ob sie nicht bald aufblühen würden. Die erste, die sich öffnete, machte mir unaussprechliche Freude. Das war aber so ziemlich das Ende meines Vergnügens. Denn da nun die Flur in ihrer Vollkommenheit da stand,

hatte ich mich bald satt daran gesehen, und es vergingen ganze Tage, daß ich mit keinem Fuß in den Garten kam.

Vat. Nun, mein Sohn, das wußte ich schon, ehe ichs dir abfrug. Meine Frage hatte nicht zur Absicht, es zu erfahren; sondern, dich auf dich selbst aufmerksam zu machen. Siehe, mein Kind, das ist die Geschichte deines ganzen Lebens, die Geschichte aller deiner Projecte und Hoffnungen, die Geschichte des ganzen Menschengeschlechts.

Wilh. Sollte denn das aber wirklich so allgemein seyn, bester Vater?

Vat. Ja, mein Kind; das ist der Gang des menschlichen Herzens.

Wilh. Ich glaube doch aber Leute gesehen zu haben, die beständig in ihrem Geschmack waren, und z. B. ihre Blumenflur mit innigem Wohlgefallen betrachteten.

Vat. Da hast du recht gesehen. Wenn du sie aber genauer und mit mehr Kenntniß des menschlichen Herzens beobachtet hättest, würdest du noch etwas wahrgenommen haben,

ben, das dir nun entging und entgehen mußte.

Vorerst pflegen solche Liebhaber die Sache schon bis zur Leidenschaft gebracht zu haben. Das ist ihr Hauptgeschmack und ihr größtes Geschäfft.

Dann mischen sich andre Leidenschaften mit ein, als z. B. die Eitelkeit. Denn, wenn sie ihre Flur zeigen, werden sie nicht so wol die schönsten, als die seltensten Blumen bemerken lassen. Diese Blumen theilen sie schwerlich einem Andern mit, um, wo möglich, die einzigen Besitzer derselben zu seyn.

Wenn es bei ihnen weiter nichts, als das Vergnügen wäre, Blumen zu sehen, und, zur Bequemlichkeit des Genusses, zur Hand zu haben, so würden sie nicht auf die seltensten, sondern auf die schönsten sehen; sie würden ihre Seltenheiten ohne Schwierigkeit mittheilen; denn was kann es dem Vergnügen des Auges verschlagen, ob ich diese Blume allein besitze, oder ob sie noch auf mehreren Blumenbeeten zu finden ist?

Wilh. Freilich nichts; denn meine Blume bleibt immer so schön, als sie ist.

Vat. Wir müssen nicht vergessen, daß auch der eifrigste Blumenfreund doch nur dann und wann sein Parterre besieht, und nie genauer betrachtet, als wenn er es einem Freunde zeigen kann. Es ist ihm also an dem Zeigen mehr, als an dem Sehen, gelegen; und auf Robinsons wüster Insel möchte er sich darum wol gar nicht bekümmern.

Und dann zuletzt — Es geht diesen Liebhabern, wie allen Andern; sie trachten immer nach neuen Dingen. Wenn sie irgendwo eine Blume entdecken, die sie noch nicht haben, so haben sie nur diese in Gedanken, und haben weder Rast noch Ruh, bis sie derselben habhaft werden können. Also sättigt sie ihr gegenwärtiger Besitz eben so wenig, als er Andre befriedigt.

Mit einem Worte, das Erwerben ist uns angenehmer, als der Besitz. Es wäre für den Menschen das größte Unglück, wenn man ihm gleich alles gäbe, was er nur je denken und wünschen könnte, so daß ihm zu

erwar-

erwarten und zu erwerben nichts mehr übrig bliebe. Er wüßte nicht, was er anfangen sollte.

Man erzählt von Alexander, daß er über die Eroberungen seines Vaters unzufrieden war. Seine Mitzöglinge sagten ihm, daß dieses dereinst das Seinige seyn würde. „Was hilfts mir,„ antwortete er, „vieles „zu besitzen, wenn ich nichts zu thun ha„be?„ — So sind alle Menschen beschaffen.

Das Erwerben also macht unser Vergnügen, nicht der Besitz. Niemals Ruhe, beständig Thätigkeit. Eine Thätigkeit ohne Ende, eine unaufhörliche Erzeugung; und niemals Genuß. Wozu das? Warum fodert uns der Schöpfer zu einer solchen gränzenlosen Arbeitsamkeit auf, die keinen Zweck hat? Immer nur Mittel; nirgends Endabsicht!

Man sieht daraus, daß unser Leben kein Ganzes, sondern nur ein Stück eines größeren Ganzen ist; weil alle Absichten in demselben nichts weiter als Mittel sind, die uns immer zu andern Mitteln führen.

Man hat die berühmte Unterredung des Pineas mit seinem Könige Pyrrhus. „Warum rüsten Sie sich? — Ich will nach Italien. — Wozu? — Es erobern. — „Und dann weiter? — Dann schiffe ich „hinüber nach Africa, und unterjoche dieses. — Gut; und wenn sie nun Africa „erobert haben? — Dann gehts nach „Asien. — Wenn wir nun aber die ganze „Erde erobert haben: was dann? — „Dann wollen wir wieder nach Hause zurückkehren, und fröhlich leben. — Wir „sind ja aber schon zu Hause; wir dürfen „nur da bleiben; wer verwehrt es uns, gleich „jetzt fröhlich zu leben?„

Diese Rede half nichts, Pyrrhus mußte fort; ging zwar nicht so weit, als er es projectirt hatte, und kehrte weniger froh nach Hause, als er sichs versprach. — Sehet aber den Menschen. Er ist zu Hause, und könnte fröhlich leben; er geht aber aus, schweift weit umher, um nach Hause zurückzukehren und fröhlich zu leben.

Pyrrhus würde gewiß sein Project weiter ausgedehnt, und seine Rückkehr noch verschoben

schoben haben, wenn er nicht am Ende der damals bekannten Welt hätte stehen bleiben müssen. Er wollte zurückkehren und fröhlich leben, nur weil er nicht mehr wußte, wohin er sich wenden sollte, und weil er keine Arbeit mehr vor sich sah. Der Zweck, oder vielmehr das Ende seines Laufes, das zu Hause seyn, das fröhlich leben, wollte er nicht; denn das hatte er schon; er wollte die Abwesenheit, die Unruh, die Arbeit; kurz, die Mittel zu dem angeblichen Zwecke.

Also ist der Zweck des Lebens Arbeit; d. h. ein bloßes Mittel. Denn wozu die Arbeit, wenn sie weiter zu nichts führt?

Wilh. Aber die Arbeit ist ein Mittel zur Bildung des Menschen!

Vat. Gut! Aber diese Bildung — ist sie Zweck, oder auch nur Mittel?

Wilh. Könnte sie nicht Zweck seyn? Sie ist Vollkommenheit.

Vat. Wozu denn aber diese Vollkommenheit? Auch nur Mittel?

Wilh. Nein; diese kann ja Zweck seyn: und sie müßte es, dächt' ich.

Vat. Die Vollkommenheit an und für sich läßt sich nicht begreifen. Sie ist nur immer ein Verhältniß, und kann nur Vollkommenheit heißen, in so fern sie zu etwas, zur Glückseligkeit führt. Wir haben aber schon vorher gesehen, daß, bei allen Anstalten Gottes, der Mensch

Weder die Vollkommenheit, deren er fähig ist, erreicht;

Noch, in seiner größtmöglichen Vollkommenheit Glückseligkeit findet.

Funfzehntes Gespräch.

Resultat des Vorhergehenden.

Vater.

Nun, meine geliebten Kinder, müssen wir das Ganze von der Lehre der Unsterblichkeit noch einmal überschauen, um zu sehen, in wie fern unsre Hoffnungen eines künftigen Lebens gegründet sind.

Vorerst hatten wir untersucht, ob es an und für sich möglich ist, daß die Seele den Tod überlebe. Denn, wenn die Seele nichts anders, als der Körper, oder ein Theil des Körpers, oder von eben dem Stoffe, als der Körper, ist; so muß sie, in dem ersten Falle nothwendig, und in den andern Fällen wird sie sehr wahrscheinlich mit dem Körper untergehn. Und dann wäre es dem Schöpfer unmöglich, solche, wenn Er auch wollte, zu erhalten. Denn da Er

nach allgemeinen Gesetzen sein Werk regiert, und da die Schicksale der Dinge allemal nach ihren Kräften bestimmt werden; so würde auch in den beiden letzten Fällen schwerlich ein Theil des Körpers fortdauern, indem der ganze übrige Körper zerstört würde; es würde schwerlich eine ähnliche Materie bestehn, indem die ähnliche Körpermaterie aufgelöst wird; da doch die Seele alsdann, sowol als der Körper, den zerstörenden Kräften der Körperwelt unterworfen seyn müßte. Denn da die Kräfte der Körperwelt alle Körper zerstören: wie könnte die Seele erhalten werden, wenn sie aus eben dem Stoffe, als jener, bestände?

Daher haben wir zu erforschen uns bemüht, ob die Seele nicht etwa von dem Körper verschieden, und von einem Stoffe wäre, welcher den zerstörenden Kräften der Körperwelt unerreichbar ist. — Und nun saget mir; was haben wir durch unsre Untersuchungen herausgebracht?

Wilh. Vorerst, daß die Seele unmöglich der ganze Körper seyn kann, weil sie in allen ihren Wirkungen ein unzertrennliches Gan-

Ganzes, der Körper aber in allen den seinigen ein vielfältig Zusammengesetztes verräth.

Hernach, daß die Seele, wenn sie ja etwas Körperliches ist, doch immer viel edler und dauerhafter, als die Organen des Körpers, seyn muß; und daß sie folglich den Kräften, welche den Körper zerstören, wol vielleicht widerstehen möchte, und also nicht nothwendig mit dem Körper sterben muß.

Endlich haben wir auch die größte Wahrscheinlichkeit gefunden, daß die Seele aus einem ganz andern Stoffe, als der Körper, besteht; aus einem Stoffe, der den zerstörenden Körperkräften nie unterworfen ist.

Ferd. Daraus entstand nun die Möglichkeit der Fortdauer der Seele.

Vat. Folgt denn auch daraus sogleich die Fortdauer ihres Lebens?

Ferd. Nein. Denn zur Fortdauer ist weiter nichts nöthig, als daß der Stoff eines Dinges in seinem Zusammenhange nicht zerstört werde; zum Leben aber gehört mehr, nemlich Thätigkeit, wirkende Kraft.

Vat.

Vat. Behält denn die Seele nicht, bloß weil sie fortdauert, ihre Kraft?

Wilh. Das ist für uns nicht gewiß. Denn da wir die Seele nur in Verbindung mit einem Körper kennen, und da wir erfahren, daß alle ihre Wirksamkeit nur mit Hülfe des Körpers sich äußert; so können wir nicht wissen, ob sie auch ohne Körper wirken kann; und wenn das nicht wäre, können wir noch weit weniger wissen, ob sie einen neuen Körper bekommen wird.

Vat. Haben wir denn gar kein Mittel gefunden, diese Frage zu beantworten, und unsre Hoffnungen zu bestättigen?

Ferd. Ja; nemlich wir haben untersucht, ob es wol der Wille des Schöpfers seyn möchte, unsern Seelen Leben und Thätigkeit zu erhalten.

Wilh. Und da haben wir gefunden, daß es wahrscheinlich sein Wille ist.

Ferd. Noch mehr, daß es zu seinem Plane nothwendig zu gehören scheint; weil, ohne die Unsterblichkeit, der Plan Gottes unvollständig ist.

Vat. Ja, ich möchte fast sagen, es wäre nicht nöthig gewesen, so viele Untersuchungen anzustellen. Es wäre wol fast genug gewesen, deucht mich, zu wissen, daß Gott unsre Seelen erhalten kann, da sie doch mit dem Körper nicht nothwendig zerstört wird. Was dünkt euch dazu?

Wilh. Lieber Vater, ich verstehe Sie nicht recht. Seyn Sie doch so gütig, sich genauer über diesen Gedanken zu erklären.

Vat. Ich meyne, daß Gott unsre Seele gewiß erhalten wird, wenn Er sie nur erhalten kann. Verstehet ihr mich nun?

Ferd. Den Satz verstehe ich recht gut, er ist klar genug —

Wilh. Aber ich sehe nicht, ob er wahr ist, nicht seine Beweiskraft.

Vat. Sollte Gott wol bloß in der Absicht etwas schaffen, um es wieder zu zerstören; vorausgesetzt, das Ding könne erhalten werden?

Ferd. Zum Zerstören schaffen? — Nein, unmöglich!

Vat. Er wird also jedes Ding so lange dauern lassen, als es kann?

Wilh. Unstreitig! Aber Dauer ist für die Seele noch nicht Leben.

Vat. Was würde denn wol die Seele mit der bloßen Fortdauer ohne Leben seyn? Nicht wahr, so gut, als wäre sie nicht?

Ferd. Ganz gewiß. Und in der That wäre etwas an ihr vernichtet.

Wilh. Was wäre denn das?

Ferd. Ihre Kraft, ihre Thätigkeit, ihre Wirkungen. Diese wären verloren.

Vat. Richtig. Wenn also nichts vernichtet werden soll, muß die Seele leben.

Wilh. Aber, wenn nun die Seele ohne Körper nicht leben kann?

Vat. Nun —? Wäre es denn dem Schöpfer unmöglich, ihr einen neuen Körper zu geben? Und warum sollte er es nicht thun, da er es schon einmal gethan hat?

Bedenket einmal dieß, meine Lieben. — Unter allen Dingen, die wir kennen, sind die

die Seelen, und besonders die Seelen der Menschen, unstreitig die edelsten und wirksamsten Wesen, die größten Kräfte. Denn was sind doch, gegen die Macht einer Seele, alle Kräfte in der Natur? Der Mensch ist es, welcher sich selbst, durch Erziebung und Bildung, und allen Dingen, durch Cultur, die Vollendung giebt. Er beherrscht die Erde und macht sie fruchtbar, er schafft sie zu einem angenehmen Wohnsitz um. Ohne ihn ist die Erde ein unermeßlicher Sumpf. Wind, Frost, Regen, und selbst der Blitz, der alles durchdringt und zerschmettert, treffen ihn nicht, wenn er sie abhalten will. Er vereinigt die Schätze aller Welttheile ... Und Ihr, ihr großen Seelen — vor allen Du, Seele des unsterblichen Friedrichs, sollte der Schöpfer Dich unthätig, leblos verlieren lassen? Nein, wahrlich! Konnte Er Dich erhalten, so erhielt Er Dich!

Jedes Stäubchen in der Schöpfung währet fort, und lebt sein Leben: Denn es behält seine Kraft und seine Wirksamkeit. Und Seelen sollten sterben? Sterben, sage ich; dennn was ist Fortdauer ohne Leben, ohne Wirkung?

Saget mir, meine Kinder, wozu würde Gott Seelen geschaffen haben?

Wilh. Sehr wohl, bester Vater. Man könnte doch aber sagen: Er hat sie geschaffen, um den Menschen zu beleben. Das haben sie gethan; und nun haben sie ihr Geschäfft vollendet, und die Absichten ihres Urhebers erfüllt.

Vat. Mein Sohn: welche Absicht — ihrer Vernunft — haben denn diejenigen erfüllt, die unzähligen, die nie zu dem Gebrauch ihrer Vernunft gekommen sind? Welche Absicht — ihrer andern Seelenkräfte — haben die unzähligen erfüllt, bei welchen diese Kräfte nie aufwachten? und jene andern zahllosen, deren Kräfte keinen Wirkungskreis hatten? und noch jene, deren Kräfte und Vernunft sie nur quälten oder verführten? Welche Absichten hat das edle Tugendgefühl, dessen alle Menschen fähig sind, bei denen erfüllt, die ihm nie Gehör gaben? bei denen, die es anhörten, und seinem Zuruf nicht folgten? bei denen, welche es befolgen wollten, oftmals strauchelten, und sich darüber härmten? Alle diese

Kräfte

Kräfte waren doch unstreitig zwecklos, wenn die Seele nicht lebt, nicht thätig ist.

Wilh. Ganz gewiß, liebster Vater; und ich muß bekennen, daß ich diesen Einwurf nicht aus Zweifel machte, sondern nur, um keine Einwendung zu übersehen, und meine Hoffnung auf alle Weise zu befestigen.

Vat. Daran hast du wohl gethan. Aber nun hoffe ich auch, alle Einwendungen und Zweifel werden bei dir ein Ende haben.

Wilh. Ich wüßte nichts mehr; denn ich habe alle meine Zweifel gesagt.

Vat. Nun, das ist mir angenehm. Und du, Ferdinand?

Ferd. Die Gründe überzeugen mich. Aber, wenn ich den Gedanken mir vorzustellen suche, dann ists mir wieder, als ob es nicht gewiß wäre.

Vat. Du wolltest vielleicht, wie viele Leute es verlangen, diese Wahrheit mit der Einbildung fassen, und dir einen sinnlichen Begriff davon machen: da verlangst du aber eine Unmöglichkeit. Bedenke nur dieses:

Ist denn nichts weiter wahr, als was du sinnlich zu fassen vermagst? oder, giebt es keine Dinge, die wahr sind, obgleich die Sinne sie nicht begreifen?

Ferd. Allerdings giebt es solche Dinge, die doch gewiß wahr sind.

Vat. Und könntest du mir wol solche Dinge nennen?

Ferd. Nichts ist leichter. Ich kann nicht begreifen, wie die Speisen zu einem Theile meines Körpers werden; wie ein unsichtbarer Keim zu einem großen Baum erwächst; wie mein Arm sich nach meinem Willen bewegt, ꝛc. Dennoch sind alle diese Dinge ungezweifelt wahr.

Vat. Und kannst du mit deinen Augen alles sehen, was da ist?

Ferd. Auch das nicht. Das lehren mich das Microscop und das Fernrohr.

Vat. Und wo Microscop und Fernrohr nicht hinreichen — ist da nichts mehr?

Ferd. Gewiß ist da noch etwas, ob ich gleich nichts mehr entdecke.

Vat.

Vat. Die microscopischen Thiere haben ihre Organen des Lebens, der Sinne, der Bewegung, die kein Microscop erreicht. Sie sind aber doch da.

Ferd. Ohne Zweifel; denn ohne diese könnte das Thier nicht leben.

Vat. Also giebt es da noch Dinge, wo wir keine mehr sehen; und Wahrheiten da, wo wir nichts mehr begreifen. Das ist doch unwidersprechlich?

Ferd. Ganz unwidersprechlich!

Vat. Nun, zu solchen Dingen gehört die Seele, wenn sie nicht körperlich ist; und zu solchen Wahrheiten müssen wir die Unsterblichkeit der Seele rechnen. Wir können also nicht verlangen, unsre Seele mit Augen zu sehen, mit den Sinnen wahrzunehmen; und noch weniger, mit der Einbildung ihr Daseyn und ihre Unsterblichkeit, oder ihren zukünftigen Zustand zu fassen.

Ferd. Aber ich dächte doch, daß wir unsre Seele fühlen müßten.

Vat. Fühlst du sie denn nicht? Fühlst du nicht, daß sie denkt, daß sie will, daß sie be-

begehrt, daß sie schließt, und Gründe gegen Gründe abwägt?

Ferd. Ihre Wirkungen fühl' ich wol; sie selbst aber, als ein selbstständiges Wesen, welches von dem Körper unterschieden ist, fühle ich nicht.

Vat. Du machst mir ja die Sache recht schwer, mein lieber Ferdinand. Aber sage mir doch, fühlst du denn deinen Magen?

Ferd. Freilich fühle ich den; denn ich fühle den Hunger, die Sättigung, 2c.

Vat. Das sind Wirkungen des Magens, nicht aber der Magen selbst, als ein besonderes, selbstständiges Eingeweide.

Ferd. Freilich.

Vat. Also fühlst du deinen Magen doch gerade nur so, wie du deine Seele fühlst; nemlich, die Wirkungen, und nicht die Substanz.

Ferd. Das ist wahr; es ist mit der einen so, wie mit dem andern.

Vat. Wird es dir deswegen schwer zu glauben, daß du einen Magen hast, und

daß

daß dein Magen ein besonderes und selbstständiges Eingeweide ist?

Ferd. Ganz und gar nicht.

Vat. Kannst du denn verlangen, deine Seele mehr und deutlicher, als deinen Magen, zu fühlen? Und wenn du sie jetzt nicht so fühlst, kannst du daraus mit Recht schließen, daß deine Seele kein selbstständiges Wesen ist?

Ferd. Nein, das kann ich nicht, ohne auch meinen Magen zu bezweifeln.

Vat. Es ist sehr unbillig, immer alles sehen und fühlen zu wollen; und doch ist dieß eine sehr gemeine Foderung. Als wenn unsre Augen und Hände alles erreichen könnten, und die Natur nicht über unsre Sinne gienge.

Andre scheinen billiger zu seyn. Sie fodern keine sinnliche Vorstellungen, verlangen aber solche Beweise, wie man sie in der Rechenkunst, oder Geometrie hat. Auch diese kann man ihnen nicht geben. Aus allem dem also, was wir gesagt haben, folgt, wo nicht ganz nothwendig, doch mit der höch-

 sten

sten Wahrscheinlichkeit, daß wir nach diesem Leben ein anderes zu erwarten haben, welches alle die Schwierigkeiten auflösen wird, die wir hier in dem Plane der göttlichen Führung des Menschen antreffen. Dereinst werden wir alle diese Geheimnisse entdecken, die uns hier so sehr dunkel vorkommen.

Wir werden also leben; und die Zerstörung dieses hinfälligen Körpers hat auf uns, auf unsre Seele und unser Leben keinen Einfluß. Dieses Sichtbare ist vergänglich, das Unsichtbare aber ist unzerstörbar.

Glaubet ihr denn nun noch, meine Lieben, daß der Mensch sich vor dem Tode zu fürchten gegründete Ursach habe?

Wilh. Nein; weil wir doch dabei nichts verlieren. Wir leben.

Ferd. Wir leben — Ja. Aber wird jenes Leben auch so gut, so angenehm, als das jetzige, seyn? Wer weiß, was uns dort bevorsteht?

Vat. Solltest denn du wol im Ernst zweifeln, daß jenes Leben vielleicht nicht

so

so gut, so angenehm seyn wird, als das jetzige?

Ferd. Warum nicht, lieber Vater? Denn wer weiß, wie jenes Leben beschaffen seyn wird? Und alle diejenigen, welche ein anderes Leben glauben, sind auch der Meinung, daß die, so die Tugend nicht geübt haben, Strafen leiden werden. Ja, man findet in dem Virgil eine Stelle, wo er sagt, daß die abgeschiedenen Seelen herzlich wünschten, auf die Erde wieder zurückkehren zu können. Man mußte sich also wol vorstellen, daß sie sich dort nicht so gut befänden, als hier.

Vat. Freilich haben alle Menschen geglaubt, daß manche Seelen es in jenem Leben nicht so gut, als hier, haben würden, ja daß manche Elend und Strafe würden auszuhalten haben: es war aber von Lasterhaften und Bösewichtern, daß sie diese Meinung hegten. Und die Stelle in dem Virgil, wovon du vorhin redetest, spricht von solchen, die sich selbst das Leben genommen hatten. — Von den Tugendhaften aber

war es der allgemeine Glaube, daß sie glücklich lebten, wie die Götter.

Ferd. Ja, das ist wahr, es war der allgemeine Glaube.

Vat. Sage, mein Sohn, dünkt es dir wahrscheinlich, daß Gott seine Geschöpfe vom Guten zum Schlechteren führe? oder dünkt es dir nicht, daß Er sie zum Bessern und immer Bessern führen muß.

Ferd. Das letztere scheint mir das einzige Wahrscheinliche zu seyn.

Vat. Was meinest du: sollte wol der Mensch, der hier durch Erfahrung doch immer etwas verständiger wird, es mag so wenig seyn als es will; — sollte der Mensch nachher wieder zurückgehen, und in Dummheit und Unwissenheit zurückfallen?

Ferd. Nein, das glaub' ich nicht; denn da seine Verstandeskräfte einmal angeregt worden sind, werden sie natürlicherweise immer weiter sich üben, sich entwickeln, und an Wirksamkeit zunehmen.

Vat.

Vat. Ganz recht. Also glaubst du doch, daß der Mensch immer verständiger, und nicht unverständiger werden muß?

Ferd. Ja, das glaube ich, und zweifle ganz und gar nicht daran.

Vat. Woher kommen denn die mehresten Leiden der Menschen?

Ferd. Offenbar von ihrer Unwissenheit und von ihren Leidenschaften.

Vat. Ganz gewiß. Es ist aber kein Zustand, der nicht seine Vortheile, kein Leiden sogar, das nicht einigen Trost mit sich führen sollte. Wer nun klug und weise genug wäre, alle Vortheile seiner Lage, jeden Trost bei seinen Leiden, jede Lindrung seines Elends zu nützen; — nicht wahr, ein solcher wäre fast in jeder Lage glücklich?

Ferd. Zuverlässig, oder die Lage müßte äußerst elend seyn.

Vat. Die Gelehrten sagen uns, daß die mehresten Leidenschaften in dem Körper ihren Sitz haben. — Wenn das ist, so muß die Seele durch den Tod des Körpers von

diesen Leidenschaften, die an dem Körper haften, befreiet werden. Ist das nicht so?

Ferd. Ist das erste, nemlich, daß die Leidenschaften im Körper stecken; so folgt das zweite, nemlich, daß die Seele davon befreit werden wird, ganz natürlich daraus. Es muß so seyn.

Vat. Jenes erste beweiset uns die Erfahrung augenscheinlich.

Ferd. Also wird dann auch die Seele von allen körperlichen Leidenschaften befreit, wann sie im Tode den Körper verläßt.

Vat. Hast du nicht gesagt, daß die Leidenschaften zum Unglück des Körpers beitragen? Mich deucht es wenigstens.

Ferd. Ja, weil sie ihn gar zu oft zu Fehltritten verleiten.

Vat. Je weniger also der Mensch Leidenschaften hätte, desto mehr wäre er vor Unglück, oder, was einerlei ist, seines Glückes gesichert?

Ferd. Allerdings.

Vat. Nun bedenke einmal, ob jenes Leben minder glücklich, als dieses, seyn kann; und sage mir deine Meinung.

Wilh. Allerdings muß jenes Leben glücklicher, als dieses, seyn; weil der Mensch dort mehr Verstand und weniger Leidenschaften haben wird, als hier; da es der Unverstand und die Leidenschaften sind, die ihn elend, und seine Leiden zu Unglück machen.

Vat. Ganz richtig. Siehest du das nicht ein, Ferdinand?

Ferd. Vollkommen. Das künftige Leben kann, wenn sonst alles gleich ist, nicht minder glücklich, als das gegenwärtige seyn.

Vat. Was willst du damit sagen: Wenn sonst alles gleich ist?

Ferd. Damit will ich sagen: Wenn die Umstände dort nicht schlechter sind, wenn wir nicht mehr Mangel und Leiden haben, als hier.

Vat. Glaubst du denn, daß Gott uns gern unglücklich haben möchte, so daß Er

uns in einen Zustand versetzte, in welchem wir, troz unsrer bessern Einsicht und unsern mindern Leidenschaften, dennoch weniger Glück, als in diesem Leben finden sollten? Müßtest du da nicht voraussetzen, daß Gott uns durchaus unglücklich machen wolle?

Ferd. Freilich. Aber könnte Er nicht Ursachen dazu haben?

Vat. Und welche sollten denn diese Ursachen seyn? Sein Vergnügen doch gewiß nicht. Unvermögen auch nicht. Nun, was denn?

Ferd. Das kann ich nun zwar nicht sagen. Wer weiß aber —?

Vat. Erinnerst du dich nicht, welche Gründe wir hatten, ein künftiges Leben zu hoffen? Wir haben ja viel und lange genug davon geredet.

Ferd. Das erinnere ich mich wol.

Vat. Nun, welche waren diese Gründe?

Ferd. Die Tugend zu beglücken, unsre Seelenkräfte zu beschäfftigen, zu nützen, zu unserm Glücke zu entwickeln, unsre Begierde

nach Glückseligkeit zu sättigen. Dieß waren ja wol unsre Gründe?

Vat. Das waren sie. Siehst du denn nicht daraus, daß jenes Leben nothwendig glücklich — glücklicher, als dieses Leben, seyn muß? Alle unsre Kräfte müssen ja Nahrung, Uebung, Entwickelung erlangen; und dieses ist ja des Menschen größte Glückseligkeit.

Ferd. Ganz wohl. Aber es soll doch Unglückliche geben?

Vat. Ja; Lasterhafte und Bösewichter — Wollen wir denn solche seyn?

Ferd. Behüte der Himmel! Ein solcher will ich nicht werden!

Vat. Nun, so könnte ich dir sagen: Was gehen uns diese an? Allerdings können solche die Glückseligkeit der Tugendhaften nicht erwarten.

Wilh. Eben so wenig, als ihre Wohlfahrt und Zufriedenheit auf Erden.

Vat. Gewiß eben so wenig. Allein, auch diese werden gewiß nur in sofern unglücklich

glücklich seyn, als sie sich des Glücks unfähig gemacht haben werden, und es zu ihrer Besserung nothwendig seyn wird.

Wilh. Das können wir schon aus Gottes Güte vermuthen.

Vat. Nicht allein vermuthen, sondern mit Zuversicht schließen. Und wenn sie dann durch Leiden — wenn Leiden dazu unumgänglich nothwendig sind — verständiger werden, und gebessert worden sind; werden gewiß auch diese alsdann den Grad von Glückseligkeit genießen, dessen sie jedesmal fähig sind. Gott will das Elend seiner Geschöpfe nicht.

Wir dürfen also von dem zukünftigen Leben überhaupt mit Zuverlässigkeit sagen, daß es gewiß nicht schlimmer, sondern weit besser, als das gegenwärtige Leben, seyn wird. Das ist gewiß wahr.

Nun, meine Lieben, lasset diese Hoffnung uns stärken und erfreuen, vor dem Tode beruhigen, und den Muth geben, getrost durch dies Leben, ob es gleich seine Beschwerden hat, zu wandeln.

Sechzehntes und leztes Gespräch.

Folgen der Lehre von der Unsterblichkeit auf unser Verhalten in diesem Leben.

Vater.

Du warfest mir, in unsrer letzten Unterredung, so oft die Bösen und ihre Strafen in jenem Leben ein, Ferdinand; glaubest du denn, daß Lasterhafte und Bösewichter in jenem Leben etwas zu erleiden haben werden?

Ferd. Man sagt es; ich weiß aber nicht, was ich davon denken soll.

Wilh. Die alten Dichter reden alle von einem Tartarus, als von einem Orte, wo die bösen Menschen die Strafe ihrer Vergehen erdulden.

Vat. Nicht allein die alten griechischen und lateinischen Dichter; sondern alle Völker, welche einen entwickelten Begriff von einem zukünftigen Leben haben. Alle lehren, daß dort die Tugend belohnt und das Laster bestraft wird. Die Christen gleichfalls; sie haben ihren Himmel oder ihr Paradies für die Frommen, und ihre Hölle für die Gottlosen.

Es scheint aber, daß die Nachsucht jene Strafen erfunden hat. Denn nach der allgemeinsten Vorstellungsart sind diese Strafen ein willkührlich von der Gottheit aufgelegtes Elend. Bei den Griechen war es ein Tityus, dem ein Geier die alle Tage erneuerte Leber alle Tage zerreißt und verzehrt; ein Sysiphus, der an ein drehendes Rad angeschmiedet, beständig umgewälzt wird, und Tag und Nacht keine Ruhe hat; es sind Verbrecher, welche von Furien mit Schlangengeißeln gepeitscht werden, und dergleichen mehr. Ohngefähr so sind die Beschreibungen, welche der große Haufe der Christen von der Hölle macht; Feuer, Dampf, Dämonen, die die Menschen plagen,

gen, so ohngefähr, wie der Büttel den armen Sünder.

Sie sprechen, die Gottheit räche sich an dem Verbrecher, wegen der Verachtung ihrer Gesetze, und der ihr zugefügten Beleidigungen.

Beide Vorstellungen scheinen mir unrichtig; die von der Art der Strafe, und die noch schrecklichere von der göttlichen Rache.

Ich denke: Warum sollte die Gottheit sich rächen? sie kann ja nicht beleidigt werden; unser Thun und Lassen reicht bis zu ihr nicht, es mag gut oder böse seyn; und beleidigen will sie auch Niemanden. Wenn der Mensch sündigt, so geschieht es theils aus Unwissenheit, theils aus Leichtsinn, und theils aus Verblendung durch heftige Leidenschaften, die ihn hinreißen.

Gott kann auch an dem Elende seiner Geschöpfe keinen Wohlgefallen finden.

Aber, meine Lieben, ich leugne deswegen das Elend der lasterhaften und bösen Menschen nicht. Es kann ihnen nicht, wie den Tugendhaften, gut gehen.

Denn, bedenket es einmal; sehet ihr nicht, daß, schon in diesem Leben, das Betragen auf das Schicksal einen großen Einfluß hat? sehet ihr nicht, daß die Ordnung oder die Zügellosigkeit in der Jugend ihre Folgen auf das männliche und das höchste Alter erstreckt? Wisset ihr das nicht?

Wilh. O ja. Wer in der Jugend zügellos gelebt hat, bleibt mehrentheils zügellos.

Ferd. Oder, er wird elend, und dann erst, durch Leiden, klug.

Wilh. Wer in der Jugend nachlässig gewesen, wird im Alter unwissend, ungeschickt, taugt zu nichts, und wird verachtet, bis ihn die Noth aufweckt; dann fängt er wol an, besser zu werden, sich zu üben und anzustrengen.

Vat. Doch auch nur zuweilen. Das kommt auf sein Gefühl an. Denn an die Noth, an das äußerliche Elend, an die Verachtung selbst kann der Mensch sich so sehr gewöhnen, daß er sie nicht mehr achtet, und daß diese nicht im Stande sind, ihn

zur Ordnung und Arbeitsamkeit zu zwingen. Nur die Leiden der Seele, Reue, Traurigkeit, Schaam, können diese Besserung bewirken.

Ferd. Sollte denn aber auch wirklich dieses Leben auf jenes einen so großen Einfluß haben, wie die Jugend auf das männliche Alter?

Vat. Und warum zweifelst du daran? Ich dächte, es wäre einerlei.

Ferd. Mich deucht, ich sehe einen großen Unterschied. Die verschiedenen Stuffen dieses Lebens gehen ununterbrochen fort, die Umstände sind immer dieselben. Von diesem Leben aber zu jenem, ist der Tod. Der Körper fällt weg, die Umstände müssen unendlich verschieden seyn.

Vat. Wol wahr. Bleibt denn aber nichts Fortdauerndes?

Ferd. Allerdings dauert etwas fort — die Seele.

Vat. Was macht denn bei dem Menschen die Hauptsache aus, der Leib, oder die Seele?

Ferd. Ohne allen Zweifel, die Seele, obgleich der Leib viel zur Wohlfahrt oder zum Unglück des Menschen beiträgt. Die Seele allein denkt, fühlt, ordnet; sie allein empfindet das Wohl oder das Elend.

Vat. Also ists die Seele, welche Glück und Unglück erzeugt und fühlt.

Ferd. Erzeugt — zum größten Theil; fühlt — ganz allein.

Vat. Und was ist denn bei dem Glück und Unglück das Wichtigste und Wirksamste? Sinds etwa die äußeren Umstände, oder nicht?

Ferd. Die Umstände sind nur Gelegenheit. Wir haben schon in der vorigen Unterredung gesagt, daß das Glück oder das Elend des Menschen fast ganz auf seiner Thorheit oder Klugheit, und auf seinen Empfindungen beruht.

Wilh. Wir bemerkten, daß die Klugheit die schlechtesten Umstände nützen, und daß die Thorheit die vortheilhafteste Lage verderben kann.

Vat. Also beruht unser Wohl und unser Elend, nicht sowol auf den Umständen, als auf Klugheit oder Thorheit, und auf unsern Gefühlen!

Ferd. Richtig.

Vat. Daraus folgt, daß wenn, für den Weisen und den Thoren, die Umstände sich ändern, ihr Glück nur sehr wenig verändert wird; weil der Thor die beste Lage zu seinem Unglück misbrauchen kann. Bei dem Weisen möchte die Verändrung noch größer seyn, weil er in seiner verbesserten Lage alle Vortheile zu nutzen wüßte. War das nicht so deine Meinung, Ferdinand?

Ferd. Vollkommen. Und ich glaube, es könne nicht anders seyn.

Vat. Nun sage mir, in welchem Bestandtheile des Menschen haben die Klugheit und Thorheit und die Empfindung ihren Sitz? Ist es in dem Körper, den der Tod zerstört; oder in der Seele, welche in jenes Leben hinübergeht?

Ferd. Ohne Zweifel in der Seele, welche in jenes Leben hinübergeht.

Vat. Nun denke einmal nach, ob denn das Glück oder das Elend von diesem Leben zum andern so sehr verschieden seyn kann, obgleich der Tod dazwischen tritt, der Körper wegfällt, und die Umstände sehr verändert werden müssen.

Ferd. Es scheint wol, als ob der Unterschied so sehr groß nicht seyn könnte.

Vat. Der Mensch nimmt ja die Hauptquellen seines Glücks oder seines Elends mit hinüber, seine Seele, seine Klugheit oder Thorheit, seine Empfindung!

Ferd. Das ist wahr. — Die Umstände tragen wenig dazu bei.

Vat. Muß denn also nicht dieses Leben einen großen Einfluß auf das zukünftige Leben haben, ohngefähr wie die Jugend auf das männliche Alter?

Ferd. Zuverlässig. Und ich sehe, daß ich mich geirrt hatte.

Vat. Nun so ist es denn für unsre Glückseligkeit in der Zukunft nicht gleichviel, wie wir hier leben, und ob wir Tugend ausüben, oder dem Laster nachhängen.

Ferd.

Ferd. Nach dem vorhergesagten kann es keinesfalls gleichgültig seyn.

Vat. Also mögen diejenigen wol nicht Unrecht haben, welche behaupten, dieses Leben sey eine Vorbereitung zu dem zukünftigen. Was meinet ihr dazu?

Wilh. Meines Erachtens haben sie vollkommen Recht.

Vat. Könnte denn aber Gott den Menschen nicht glücklich machen, dieser möchte gethan haben, was er wollte, er möchte weise oder thöricht seyn?

Wilh. Ich getraue mirs nicht, diese Frage zu beantworten.

Vat. Können denn die Güter des Lebens, Reichthum, Ehre, Gesundheit, den Menschen glücklich machen, ohne daß der Mensch sich in dem Gebrauche derselben vorsehe? oder kann man Reichthum, Ehre und Gesundheit zu seinem Schaden misbrauchen; so daß man jederzeit Klugheit und Vorsicht dabei anwenden müsse?

Wilh. Klugheit und Vorsicht sind allemal zum nützlichen Gebrauch nothwendig.

Vat. Gesetzt also, Gott gäbe — in diesem oder in jenem Leben, das ist gleichviel — einem Thoren Reichthum, Ehre und alle diejenigen Güter, welche die Menschen sich wünschen, und worin sie die Glückseligkeit zu finden hoffen; — gesetzt, sage ich, Gott gäbe alle diese Güter einem Thoren, und versetzte ihn in die vortrefflichste Lage, in die angenehmsten Gefilde, so schön wie das Elysium der griechischen Dichter, wo ein beständiger Frühling herrscht, wo die Sonne immer in ihrem schönsten Glanze scheint, ohne blendendes Licht, ohne beschwerliche Hitze; wo die Wiesen beständig grünen, die Bäume in ewiger Blüthe stehn und nie ohne reichliche Früchte sind: saget mir, würde der Thor da glücklich seyn?

Wilh. Nein, weil er dieß alles nicht gehörig zu brauchen wüßte.

Ferd. Weil er es bald überdrüssig seyn würde, und dazu noch vielleicht manche Thorheit begienge, die ihm diese Güter schädlich machte.

Vat. Also könnte Gott mit allen seinen Geschenken den Thoren nicht beglücken?

Ferd. Nein, wenn Er ihm nicht daneben die Weisheit schenkte.

Wilh. Nun, die würde Er ihm denn auch wol dazu verleihen —!

Ferd. Aber sagen Sie mir doch, bester Vater, warum giebt denn Gott nicht allen Menschen Weisheit, da es doch seine Absicht seyn muß, sie glücklich zu machen?

Vat. Siehe du zu, ob du diese Frage nicht selbst beantworten kannst.

Ferd. Ich weiß nicht, wie ichs angreifen soll. Von der einen Seite scheint es mir unzweifelhaft, daß Gott das Glück des Menschen zur Absicht hat, da Er ihm doch so viel Gutes verleiht. Von der andern Seite aber sehe ich auch, daß Er ihm gerade das einzige Gut, welches alle andern erst zu wahren Gütern machen muß, die Weisheit, nicht giebt, die doch so unentbehrlich ist.

Vat. Aber doch auch nicht versagt, nicht vorenthält: nicht wahr?

Ferd. Nein, das nicht; sondern nur nicht giebt, wie alles andre.

Vat.

Vat. Er macht doch aber manche Anstalt, um die Menschen zur Weisheit zu führen; das ist doch, deucht mich, unleugbar?

Ferd. O ja; alles zielt dahin ab; die Lage des Menschen und seine Kräfte.

Vat. Also können wir doch nicht sagen, daß Gott die Weisheit dem Menschen misgönnt, daß Er ihm solche vorenthält, und ihn davon ausschließen will.

Ferd. Nein; weil Er doch jene Anstalten getroffen hat, die den Menschen unter gewissen Bedingungen zur Weisheit führen.

Vat. Sollte man nicht auch sagen können, daß Gott zur Absicht hat, dem Menschen zur Weisheit zu verhelfen? daß es sein Wille ist, ihn weise zu machen?

Ferd. Ja freilich; eben deßwegen, weil Er die Anstalten dazu getroffen hat.

Vat. Gott will es also, und hat Anstalten dazu getroffen. Nun fragen wir, warum Er nicht einen andern Weg eingeschlagen hat, der uns kürzer und sichrer zum Zweck zu führen scheint? — Was läßt sich

am wahrscheinlichsten auf diese Frage antworten? Fällt keinem von euch etwas bei?

Wilh. Ich möchte fast sagen: Er muß es wol nicht können. Aber ....

Vat. Nun was denn: aber? Scheint dir das zu viel gesagt?

Wilh. Ja; und eben deßwegen wage ichs nicht, diese Antwort zu geben.

Vat. Die Sache ist doch gewiß, daß Gott den Menschen nicht geradezu, nach seiner Absicht, weise macht; denn sonst müßten alle Menschen weise seyn. Nicht wahr?

Wilh. Daran ist nicht zu zweifeln. Es giebt ja gar zu viele Thoren.

Vat. Nun laß sehen, ob wir eine andre Auflösung dieser wichtigen Frage finden können, als die, die du gegeben hast. Welche meintest du wol? Wollen wir etwa sagen, daß Gott den Menschen nicht weise machen will?

Wilh. Das ist unmöglich, da wir doch alles darauf abzielen sehen. Und dann

würde es noch ärger seyn; denn dadurch würden wir die Güte Gottes zweifelhaft machen. Ich will also lieber sagen, daß Gott nicht kann, als, daß Er nicht will.

Vat. So müssen wir denn weiter versuchen. Vielleicht hat Gott dieses nähere Mittel, den Menschen zur Weisheit zu führen, nicht eingesehen, nicht daran gedacht?

Wilh. Also würde es Gott an Erkenntniß, an Nachdenken, an Vorsichtigkeit gefehlt haben! Dieß zu behaupten, wäre eben so arg, als jene Antwort.

Vat. Irgendworan muß es doch gefehlt haben; entweder an dem Vermögen, oder an der Einsicht, oder an dem Willen. Was wäre dir nun am erträglichsten?

Wilh. Der Mangel am Vermögen. — Aber Gott ist so mächtig! Und wenn Er das nicht seyn sollte, würde Ihn dieß herabsetzen!

Vat. Wie so, herabsetzen? Gott ist, was Er ist; und so doch immer groß genug. Was wollen wir Ihn denn noch immer größer machen? Gott ist sehr mächtig, das ist

wahr;

wahr; Unmöglichkeiten aber kann Er doch nicht wirklich machen. Und wenn es nun unmöglich wäre, daß der Mensch anders, als auf dem jetzigen Wege, die Weisheit erlangte; würde man da der Größe Gottes zu nah treten, wenn man behauptete, daß Er den Menschen anders nicht weise machen kann?

Wilh. Nein, dann freilich nicht. Aber ist es denn auch unmöglich?

Vat. Das kann ich nicht beweisen; ich weiß es nicht. Aber ich vermuthe es; und zwar eben deßwegen, weil Gott dieses kürzere und sichrere Mittel, seine Absichten auszuführen, nicht anwendet, sondern den längeren Weg geht.

Wilh. Die Vermuthung hat allerdings die größte Wahrscheinlichkeit.

Ferd. Und mir scheint sie ganz ausgemacht gewiß zu seyn.

Vat. Wir können also als die größte Wahrscheinlichkeit annehmen, daß Gott den Menschen in jenem Leben nicht glücklich machen kann, wenn dieser nicht weise ist; weil alle

alle Güter, ohne Weisheit, eben sowol Elend als Glück erzeugen, und weil Gott dem Thoren die Weisheit nicht, wie andre Geschenke, geben kann.

Ferd. Es bleibt mir noch eine Frage übrig, bester Vater. Erlauben Sie?

Vat. O ja, recht gern. Sage nur, worin besteht deine Frage?

Ferd. Dieses Leben ist unvollkommen, und Gott hat uns für jenes geschaffen. Denn wenn die Seele in der That unsterblich ist, wie ich nicht zweifle; so ist dieses kurze Leben gegen jene Unsterblichkeit nicht zu rechnen, und kann als Zweck Gottes nicht angesehen werden; sondern es ist nur ein Uebergang zu jenem. Konnte denn Gott uns nicht gleich in jenes Leben versetzen?

Vat. Und warum sollte Er das? Ist dies Leben nicht auch gut?

Ferd. Zuverlässig; aber doch nicht so gut, als wir jenes Leben uns vorstellen.

Vat. Und wovon hängt denn die Glückseligkeit jenes Lebens ab?

Ferd.

Ferd. Bester Vater, wie könnte ich das wissen? ich kenne ja jenes Leben nicht.

Vat. Werden denn alle Menschen in jenem Leben glücklich seyn?

Ferd. Nein; sondern nur die weisen und tugendhaften.

Vat. Also möchte es denn nicht sowol auf die Lage ankommen, als auf die Weisheit und Tugend, daß der Mensch dort glücklicher, als hier, ist?

Ferd. Freilich; das haben wir vorhin schon als ausgemacht angesehen.

Vat. Also muß Weisheit und Tugend den Menschen beglücken. Aber, sage mir, wird denn der Mensch weise und tugendhaft geboren? oder, muß ers erst werden?

Ferd. Er muß es werden; denn ein Kind hat weder Weisheit noch Tugend.

Vat. Wenn aber der Mensch in einer andern Lage zum Leben gelangte, dann möchte er vielleicht, sogleich bei seinem Eintritt in die Welt, weise und tugendhaft seyn?

Ferd. Ich sehe nicht ab, wie die Lage der Geburt ihn weise und tugendhaft machen könnte. Seine Seele würde gewiß immer so erscheinen, wie sie jetzt erscheint, d. h. unwissend, mit schlummernden, unentwickelten Kräften.

Vat. Wenn also der Mensch auch gleich in den Stand des künftigen glücklichen Lebens geboren würde, so würde er doch ohne Weisheit und Tugend erscheinen.

Ferd. Gewiß; denn Weisheit und Tugend hängen von den vorhergehenden Entwickelungen und Uebungen, nicht aber von der Lage und dem Augenblicke ab, in welchem der Mensch in der Welt erscheint. Diese Lage kann nur nachher wirken.

Vat. Und ohne Weisheit und Tugend kann man in keiner Lage glücklich seyn?

Ferd. In keiner Lage.

Vat. Es würde also dem Menschen nichts helfen, in dem Stande der zukünftigen Glückseligkeit geboren zu werden; er würde darum nicht glücklicher, als in dieser Welt, seyn; weil er nicht weiser und nicht tugendhafter

hafter geboren wäre, und, sowol als hier, Weisheit und Tugend erst lernen müßte?

Ferd. Ja, er würde um nichts weiser, um nichts glücklicher seyn.

Vat. Nun, was verschlägts denn, ob er hier oder dort geboren wird?

Ferd. Es ist wahr. Aber mich deucht doch immer, daß es besser wäre, ob ich gleich nicht sagen kann, warum es mir so vorkömmt.

Vat. Solches dunkle **Mich deucht** muß aber nie in Erwägung kommen. Denn sonst wird man gegen die deutlichste Wahrheit mit solchem **Mich deucht** Zweifel erregen, und nie wird man zu einiger Gewißheit gelangen.

Wilh. Ich glaube, ich wollte meines Bruders **Mich deucht** erklären.

Vat. Nun, laß sehen, ob du es treffen wirst, lieber Wilhelm.

Wilh. Er meint vermuthlich, daß unsre jetzige Lage uns die Weisheit und Tugend mehr erschwert, uns weniger Zufriedenheit

verleiht, als es die Lage in jenem Leben nach dem Tode vielleicht thun möchte. Nicht wahr?

Ferd. Ja; so etwas war es, das mir auf dem Herzen lag. Denn allem Vermuthen nach, wird jenes Leben der Weisheit und Tugend und dem Glücke günstiger seyn.

Vat. Der Eine sagt: vielleicht; der Andre: allem Vermuthen nach. So werden wir vieles ausmachen können. Nun, was habt ihr denn für Gründe?

Ferd. Das künftige Leben muß doch besser, als dieses, seyn!

Vat. Aber warum? Haben wir nicht schon gesehen, daß das Bessere nur in der Weisheit und Tugend bestehen kann?

Wilh. Sollten denn aber die Umstände ganz und gar nichts thun?

Vat. Das sage ich nicht. Wir wollen aber sehen, welche Umstände ihr meinet, die in dem künftigen Leben der Weisheit und dem Glücke so günstig seyn sollen.

Wilh. Vorerst sind in diesem Leben so manche misliche Lagen; das Leben wird dem Menschen so schwer gemacht; er ist so manchen Gefahren ausgesetzt.

Ferd. Und dann hat er einen Körper, in welchem die Leidenschaften herrschen, die ihn nur gar zu oft von der Weisheit und Tugend, wider seinen Willen, ablenken.

Vat. Das sind allerdings große Beschwerden gegen das jetzige Leben. Allein vorerst, wie könnet ihr denn den Körper anklagen? Sollte in jenem Leben der Körper ohne Leidenschaften seyn? oder, wird der Mensch keinen Körper haben?

Wilh. Vielleicht keinen; vielleicht einen ohne Leidenschaften.

Vat. Immer vielleicht! Wie, wenn ich blos dagegen sagte: vielleicht auch nicht? Allein ich will es dabei nicht bewenden lassen.

Vielleicht würde in jenem Leben die Seele keinen Körper haben . . . . Wir müssen dabei als ausgemacht annehmen, daß die

Seele nicht selbst ein Körper ist; sonst würde unsre Frage gar nichts bedeuten. Sie wäre also nicht selbst ein Körper, und hätte auch keinen Körper. Nun bliebe uns nur zu erklären, wie sie zur Erkenntniß der Körperwelt kommen könnte; wie sie ohne Augen sehen, ohne Ohren hören, ohne Glieder fühlen sollte? Da sie von ihrem Körper so sehr abhängt, wie wir es täglich fühlen, so ist es nicht wahrscheinlich, daß sie ohne Körper leben konnte, ehe sie durch einen Körper gebildet wurde. Wer weiß, ob sie überall ohne einen Körper leben, denken, mit der Welt in Verbindung stehen, und wirksam seyn kann?

Wilh. Sie möchte einen Körper haben; wie wir auch schon letztens sagten, daß sie einen im künftigen Leben bekommen würde, wenn er zu ihrer Thätigkeit unentbehrlich ist. — Aber der Körper in jenem Leben würde doch weniger Schwachheiten und Leidenschaften haben; und so wäre es doch immer gut, daß der Mensch gleich in jenen Zustand, den wir hoffen, geboren würde.

Vat. Dieser Körper müßte doch Sinne und Empfindungen haben; Sinne, um die Dinge wahrzunehmen; Empfindungen, zum Genuß: — nicht wahr?

Wilh. Allerdings. Sinne und Empfindungen sind unentbehrlich.

Vat. Wenn nun das ist, sage mir, wie willst du den Schmerzen und den Leidenschaften entgehen? Die Sinne empfangen Eindrücke; nun aber wird es immer gemäßigte und heftige Eindrücke geben: die gemäßigten werden angenehm, die heftigen aber schmerzhaft seyn. Das ist nothwendig.

Wilh. Wenn nun aber die Sinne mehr Festigkeit hätten, so würden sie nicht so leicht dem Schmerz ausgesetzt seyn, dächt' ich.

Vat. Sie würden aber auch zugleich nur starke Eindrücke annehmen; alles Schwächere würde ihnen entgehen. Wir wären in dem Stande der Blödäugigen und der Hartöhrigen. Sie sehen oder hören nur wenig; haben wenig Vergnügen, und erfahren nur einen kleinen Theil von dem, was um sie

her vorgeht. Durch deinen Vorschlag also verlieren wir immer einen großen Theil von unsrer Bildung, und von den Vergnügen, welche die Sinne uns gewähren.

Und nun, was die Schwierigkeiten und Leiden dieses Lebens betrifft; erinnerst du dich nicht mehr, daß wir sie als die Ursachen und Mittel zur Bildung unsers Verstandes anerkannt haben? Je schwerer die Lage ist, desto mehr wird der Mensch angefeuert, sich Erleichterung zu verschaffen.

Wilh. Ja, das ist wahr; und ich sehe ein, daß der Mensch, wenn er Entwickelung seiner Kräfte erlangen, und dadurch zu einer höhern Glückseligkeit befördert werden sollte, in eine solche Lage gesetzt werden mußte.

Vat. Und zuletzt die Leidenschaften; diese sind von der Empfindung so unzertrennlich, wie die Schmerzen von dem Gefühle.

Also mußte der Mensch durch Sinneseindrücke und Schmerzen, durch Empfindung und Leidenschaften, entwickelt, und zu einem besseren Leben, wo die Umstände viel-

vielleicht vortheilhafter sind, vorbereitet werden.

Wenn nunmehr sein Verstand gebildet, sein Gefühl entwickelt ist, wann er Weisheit und Tugend erlangt hat; dann, aber nur dann, kann er, in eine günstigere Lage gesetzt, die Absicht seiner Kräfte erfüllen.

Der Mensch mußte also durch dieses Leben zu einem besseren eingehen. Er kann nicht gleich glücklich seyn; er muß erst glücklich seyn lernen.

Ferd. Glücklich seyn lernen —! Das klingt etwas sonderbar; und man möchte sagen, daß man das Glück wol ohne Lehre schmecken könnte.

Vat. Freilich, wenn die Glückseligkeit, wie bei den Thieren, in bloß sinnlichen Gefühlen bestünde; und wenn unsre Sinne wie die der Thiere beschaffen wären, so daß wir gar nicht in der Wahl unsers Genusses irren könnten. Da aber dieses nicht ist, und da unsre Erkenntniß und unsre Begierden immer weiter gehen, als unsre Sinne und der Kreis der Dinge um uns her; so ist diese

ungelernte Glückseligkeit für uns schlechterdings unmöglich.

Ferd. Freilich; wir müssen das Schädliche zu vermeiden wissen.

Vat. Und das Angenehme und Schöne kennen lernen.

Wilh. Ja. Die Thiere kennen die Schönheit der Wiese, auf welcher sie weiden, nicht; sie fühlen nicht die Anmuth eines heiteren Tages; Blumen und Gras sind für ihr Auge einerlei. Die Schönheit sehen sie nicht.

Vat. Der ungeübte Mensch weiß auch von eigentlicher Schönheit, von Größe und Vollkommenheit wenig. Ein schönes Gemälde, eine schöne Bildsäule, eine vortreffliche Musik, machen dem Ungebildeten kein Vergnügen. Buntschäckiges Spielzeug macht ihm weit mehr Freude.

Und die Erkenntniß der Wahrheit, welche dem Denker so viel Vergnügen macht; und die Tugend, die ihren Verehrer beseliget. Dieses alles muß erlernt, durch Uebung,

durch Nachdenken und Anstrengung erkauft werden.

Wilh. Das sehe ich nun ein, daß wir uns zu der Glückseligkeit des zukünftigen Lebens vorbereiten müssen. Aber, lieber Vater, worin soll denn eigentlich und besonders diese Vorbereitung bestehen? Könnten Sie mir das sagen?

Vat. Wir wollen sehen, ob etwas herauszubringen ist. Allein dazu werden wir wol erst untersuchen müssen, worin die Glückseligkeit jenes Lebens bestehen wird. Sollte sich dieß ausmachen lassen, so würden die Vorbereitungen dazu, ohne vieles Suchen, von selbst folgen.

Ferd. Ist es denn möglich, etwas darüber zu sagen? Ich dächte, es könnte Niemand wissen, wie das zukünftige Leben beschaffen seyn wird.

Vat. Dennoch hat man sehr viel darüber gemuthmaßet, und ich möchte sagen, geträumt. Die Einen versprechen uns einen frommen Müßiggang; Andre, Putz und Kronen; noch Andre nehmen uns die Sinne,

geben

geben uns Lichtkörper, Flügel; noch Andre versprechen uns, daß wir von Planeten zu Planeten und von Sonnen zu Sonnen wandern werden.

Auf alle diese Speculationen, so angenehm sie auch die Fantasie beschäfftigen, will ich mich nicht einlassen. Träume ersinnen, ist leicht und angenehm; aber was können Träume uns helfen?

Saget mir, meine Lieben, glaubet ihr, daß zwischen dem zukünftigen Leben und dem gegenwärtigen einige Aehnlichkeit ist, oder nicht?

Wilh. Ich dächte, es müßte einige Aehnlichkeit stattfinden.

Vat. Und aus welchen Gründen glaubst du denn das?

Wilh. Weil der Mensch doch im Grunde eben derselbe, als in diesem Leben, seyn wird. Seinen Verstand wird er behalten, sowol als die Gefühle, die nicht bloß von dem Körper abhängen. Er verliert nur das, was einzig und allein dem Körper angehört,

gehört, die Sinne und die damit verbundenen Leidenschaften.

Vat. Und dann ist noch zu vermuthen, daß er einen neuen Körper bekommen wird, und mit diesem, Sinne, Gefühle und Leidenschaften.

Ferd. Wenn zwischen diesem und dem zukünftigen Leben keine Aehnlichkeit wäre, so könnte auch das eine keine Vorbereitung zu dem andern seyn; eben so wenig als das Flachsspinnen eine Uebung in der Malerei seyn kann.

Vat. Das ist richtig. — Wenn aber nun einige Aehnlichkeit unter den beiden Zuständen stattfindet, so wäre es ja wol nicht unmöglich, etwas von dem zu errathen, worin die künftige Glückseligkeit bestehen wird. Man dürfte ja nur beobachten, welche Kräfte der Mensch mit hinüber bringt.

Wilh. Freilich könnte man dadurch zu einigem Begriff von jenem Zustande gelangen, und die nöthigen Vorübungen etwas näher bestimmen.

Vat. Nun so saget mir, was der Mensch hinüberbringen wird.

Wilh. Seinen Verstand; denn dieser gehört der Seele zu eigen.

Vat. Weiter nichts?

Ferd. Ich dächte, auch seine moralischen Gefühle; die Liebe des Guten, und die Geselligkeit.

Vat. Richtig. Und dazu noch seine Thätigkeit. Nicht wahr?

Wilh. Auch diese: denn Kräfte wollen und müssen thätig seyn.

Vat. Weiter aber können sich unsre Muthmaßungen wol nicht erstrecken, weil wir doch die Beschaffenheit des dortigen Körpers — wenn wir dort einen Körper haben — und die Lage, in welcher der Mensch sich dort befinden wird, nicht kennen. Aber schon jenes ist genug.

Also wird die zukünftige Glückseligkeit des Menschen in folgenden Stücken bestehen.

1) In dem Gebrauch des Verstandes, in dem Anschauen, in der Untersuchung und Erkenntniß der Wahrheit, und in der Einsicht in die Natur.

2) In dem Gefühl des Guten und Schönen; in der Liebe der Tugend.

3) In der Geselligkeit, und dem Umgange mit den Seligen.

4) In der Thätigkeit, und einer ihr angemessenen Arbeit.

Lasset uns nun sehen, welche Vorbereitungen dazu erfordert werden.

Wilh. Das ist leicht. Eben dieselben, die hier nöthig sind.

Ferd. Erstlich, die Bildung des Verstandes durch Unterricht und Nachdenken. Der Mensch muß sich in den Stand setzen, Wahrheit zu erkennen.

Vat. Und zu lieben. Die Wahrheit ist nicht ein solcher Gegenstand, der in die Sinne fällt und ihnen schmeichelt; daher ist der Ungebildete und Ungeübte dagegen ganz gleich-

gleichgültig; er bekümmert sich darum nicht.

Wilh. Wenn aber dem so ist, so werden viele Menschen unglücklich werden.

Vat. Wie so? Du mußt dich näher erklären; ich verstehe dich nicht.

Wilh. Wenn nur der geübte und gebildete Verstand die Glückseligkeit des zukünftigen Lebens erlangt, so müssen viele Menschen in jenem Leben unglücklich seyn; denn es sind sehr wenige so weit gebildet, daß sie die Wahrheit suchen, prüfen, erkennen, und Gefallen daran finden sollten.

Vat. Und darum sollten diese unglücklich seyn, meinest du?

Wilh. Ja freilich, weil sie der Glückseligkeit nicht fähig sind.

Vat. Wenn du noch sagtest — minder glücklich; dann hätte ich nichts dawider. Denn es geht ihnen allerdings ein Mittel zur Glückseligkeit ab. Allein — unglücklich: das ist zuviel; es giebt noch andre Quellen der Glückseligkeit.

Und dann, mein Sohn, wer sagt dir, daß jeder Mensch alle Glückseligkeit haben soll? Wahrscheinlich wird es so, wie hier auf Erden, seyn, wo sich die Menschen in die verschiedenen Güter theilen; Niemand hat alles, und Niemand geht ganz leer aus. Der Eine hat Verstand, der Andre Gefühl, in vorzüglichem Maaße; und Andre haben andre Vorzüge.

Uebrigens können die vielen Millionen Menschen, welche hier in der Bildung ihrer Verstandeskräfte nicht weit kommen, dort höhere Stuffen der Bildung erreichen. Wir haben ja gesehen, daß Gott uns so viele Kräfte nicht umsonst gegeben haben konnte. Was hier seine Entwickelung nicht erhält, wird dort seine Reife erlangen.

Wir wollen also um nichts bekümmert seyn; der Schöpfer wird seine Menschen schon zum Ziele führen, und seine Absichten erfüllen.

Wilh. Könnte man denn aber in diesem Falle nicht sagen, daß dieses Leben in Ab-

sicht auf die Bildung des Verstandes für viele Menschen verloren geht?

Vat. Weil wir immer glauben, daß wir alles sehen und begreifen müssen; und daß nichts mehr da ist, wo unsre Augen und unser Verstand nicht hinreichen.

Der Mensch erlangt ja immer einige Bildung seiner Seelenkräfte; und vermuthlich war nichts mehr, als dieses, nöthig, um den Menschen zu einer etwanigen Glückseligkeit in dem zukünftigen Leben vorzubereiten; sonst bin ich versichert, daß Gott schon andre Anstalten getroffen haben würde. Er macht gewiß keinen unmöglichen Plan; und den Plan, den Er einmal gemacht hat, wird Er gewiß sich nicht verrücken und vereiteln lassen.

Wilh. Das sehe ich nunmehr ein, bester Vater. Meine Einwürfe waren schon durch das vorher gesagte widerlegt. Allein ich kann alle diese Gründe und Betrachtungen noch nicht recht zusammenhalten, um sie jedesmal einzusehen.

Vat.

Vat. Daher kommt es, daß du Schwierigkeiten findest. Es ist dir aber nicht zu verargen. Es gehört schon mehr Uebung des Verstandes dazu, als du jetzt haben kannst.

Wir wollen nun zu den folgenden Betrachtungen schreiten.

Wir setzten einen andern Theil der Glückseligkeit des künftigen Lebens darin, daß der Mensch im Stande sey, Schönheit, Vollkommenheit, Tugend zu fühlen, zu schätzen und zu lieben. Und dieß möchte der höchste Grad seyn.

Allein — diese Glückseligkeit erfodert die mehreste Uebung.

Ein bloß dunkles Gefühl der Schönheit, Vollkommenheit und Tugend reicht nicht zu; weil es unzuverlässig ist, und nur für einen Augenblick gelten kann. Derjenige, welcher die Schönheit nicht kennt, sondern nur fühlt, findet freilich einiges Vergnügen daran; aber nur beim ersten Anblick. Bald findet er daran nichts Neues mehr, und sein Vergnügen ist zu Ende. Der Kenner hingegen,

gen, nachdem er sich an dem ersten Blicke geweidet hat, sieht nun ins Detail, vergleicht die Theile, sieht die Verhältnisse und die Ordnung, und genießt noch immer das größte Vergnügen. Gebet Achtung auf den Musikkenner in einem Concerte; vergleichet ihn mit einem bloß Fühlenden. Letzterer wird bald gähnen; jener aber genießt lange.

Wenn wir also in der Betrachtung des Schönen, des Erhabenen, der Vollkommenheit und Tugend, Glückseligkeit genießen wollen; müssen wir solche kennen lernen.

Diese Erkenntniß ist nicht leicht, besonders was die Tugend betrifft. Denn obgleich der Mensch für alles, was groß und schön ist, von Natur Gefühl hat; so ist dieses Gefühl doch sehr dunkel und irrig, und fodert viele Bildung.

Um bei der Hauptsache, beim Gefühle von Moralität und Tugend, stehen zu bleiben, bemerket nur, daß alle Menschen eine gewisse Herzensgüte haben. Sie helfen gern, sind gern gefällig. Allein dieses schö-

ne

ne Gefühl führt sie oftmals irre; jedesmal nemlich, wenn man weiterhin, als auf das Gegenwärtige und den jetzigen Augenblick, sehen muß.

Ferner müssen wir unsre Gefühle mäßigen gelernt haben.

Dieser Punkt ist unstreitig der schwerste und der wichtigste.

Wie sehr quälen uns unsre Gefühle, wenn wir sie nicht in den Schranken der Mäßigkeit zu erhalten wissen. Denn auch in jenem Leben müssen Eindrücke auf uns geschehen; auch in jenem Leben werden starke und schwache Eindrücke stattfinden; und wenn unsre Sinne empfänglich genug sind, an mäßigen Eindrücken Vergnügen zu empfinden, so werden auch die stärkeren Schmerz verursachen können; und den müssen wir zu ertragen wissen, so selten die Gelegenheit dazu immer seyn mag. Das Leben kann nicht eine ununterbrochene Kette von Vergnügen seyn; wir müssen auch Ruhe finden; also werden nicht immer Ergötzungen daseyn. Uebrigens muß das Verlangen dar-

nach den Genuß würzen; wir müssen sie dann und wann entbehren, um sie zu schmecken. Diese Begierde aber müssen wir beherrschen, den dazwischen kommenden Mangel ertragen lernen, damit dieser uns nicht drückt, und jene uns nicht quält, und die Langeweile und Sehnsucht uns nicht lästig werden. Die Gefühle müssen nicht zu Leidenschaften erwachsen.

Wilh. Aber, lieber Vater, ich glaubte, die Leidenschaften hätten ihren Sitz in dem Körper; so daß wir von denselben, durch die Ablegung des Körpers im Tode, befreit würden; und Sie sprechen noch von Leidenschaften!

Vat. Du sprichst immer, als wenn du gewiß wüßtest, daß wir in jenem Leben keinen Körper haben werden. Das ist ja doch nicht ausgemacht.

Und dann, sind ja nicht alle Gefühle und Leidenschaften in dem Körper; die Seele muß ja auch die ihrigen haben; worin bestünde denn sonst die Glückseligkeit? Denn Glückseligkeit läßt sich ohne Gefühl nicht denken;

ken; der Stolz, z. B., kann nicht als eine Leidenschaft des Körpers angesehen werden. Aber, um bloß von tugendhaften Gefühlen zu sprechen, es ist gewiß, daß diese nicht in dem Körper seyn können, und daß die Seele solche in jenes Leben mit hinüber bringen muß. Diese aber können beleidigt werden, und den Menschen unbeschreiblich quälen.

Wer also glücklich seyn will, muß selbst tugendhafte Gefühle zu beherrschen und in gehöriger Mäßigung zu erhalten wissen. Nicht wahr?

Wilh. Ja; wenigstens hat dieser Satz die größte Wahrscheinlichkeit.

Vat. Es ist gar nicht daran zu zweifeln. Ich gehe weiter.

Es ist nun noch ein drittes nothwendig, wenn wir durch Tugendgefühle glücklich werden wollen: daß wir —

Durch Anstrengung dahin gekommen sind, die Tugend mit einiger Fertigkeit und ohne häufige Ausnahme ausüben zu können.

Ich sage: Mit Fertigkeit; denn, wenn uns die Ausübung zu schwer wird, zu viele Anstrengung kostet, vermindert sie unsre Glückseligkeit. Thätigkeit ist Genuß; übertriebene Anstrengung aber, Schmerz.

Ferner sage ich: Ohne häufige Ausnahme; denn sonst würde unser Tugendgefühl unsre Reue nur bittrer machen, und unser Elend bewirken.

Derjenige also, der im künftigen Leben durch das Gefühl des Schönen und der Tugend glücklich seyn will, muß sich in der Tugend, d. h. in der Beherrschung seiner Gefühle, oder, was einerlei ist, in der Mäßigung, üben.

Daß dieses gar keine leichte Sache ist, wird Jedermann einsehen, der nur seine Pflicht zu thun gewünscht hat, und durch Leidenschaften daran verhindert wurde. Und in diesem Fall befinden sich wol alle Menschen.

Die dritte Quelle der Glückseligkeit war, der Umgang mit den Seligen.

Nicht wahr, meine Kinder, um das Vergnügen der Gesellschaft zu genießen, ist es nicht genug, in der Gesellschaft zu seyn; es gehören dazu noch einige Eigenschaften und Anlagen von Seiten deß, der genießen will?

Wilh. Ja freilich. Der Traurige, der Unzufriedene, oder auch der, welcher mit wichtigen Angelegenheiten beschäfftigt, oder von einer Leidenschaft erfüllt ist; alle diese finden die Gesellschaft Andrer, mehr lästig, als angenehm. Derjenige, welcher in sich gekehrt ist, genießt die Gesellschaft gar nicht; er ist, mitten im Cirkel derselben, allein.

Vat. Also müßte derjenige, welcher in der Gesellschaft Vergnügen finden wollte, so viel Gewalt über sich haben, daß er seine Traurigkeit, seine Unzufriedenheit, seine Leidenschaften mäßigte, und seine Meditationen und Projecte unterdessen vergäße, da er in Gesellschaft ꝛc. Und der Ort der Zusammenkunft, dieses oder jenes Leben, ma-

chen darin keinen Unterschied. Ist das richtig? was meint ihr dazu, meine Kinder?

Ferd. Vollkommen richtig. Denn was soll der Ort dabei thun?

Vat. Können der Zornige, der Empfindliche, der Auffahrende, der Zänker, in einer Gesellschaft, auch der besten Menschen, vergnügt seyn?

Ferd. Nur in so fern ihre Leidenschaften keine Gelegenheit haben, zu erwachen.

Wilh. Und diese Gelegenheit möchte wol, auch unter den besten, behutsamsten Menschen, nicht zu vermeiden stehen. Denn jene Art Menschen nehmen alles übel, und sie finden sich beleidigt, wenn Niemand daran denkt, sie zu beleidigen.

Ferd. Wenn man denn so etwas an ihnen merkt, vermeidet man sie, oder jagt sie wol aus der Gesellschaft fort, weil sie dieselbe stören.

Vat.

Vat. Gesetzt aber auch, daß die Andern, aus großer Menschenliebe, diese unbequemen Gesellschafter duldeten; gesetzt, man ließe ihnen keine Unzufriedenheit merken, was sich doch schwer, selbst unter den Seligen, denken läßt: würden denn Jene in dem Cirkel der Freunde, Vergnügen haben?

Wilh. Nein. Denn ihre eigne Leidenschaft würde sie plagen.

Vat. Nun wollen wir annehmen, ein Mensch sey in seinem Gemüthe ruhig, er habe keine verdrießliche Leidenschaft zu besorgen, und er könne sich auf die Andern verlassen; wird er nun auch gewiß in der Gesellschaft zufrieden seyn, und das Vergnügen genießen, welches sie gewährt?

Ferd. Ja; denn was könnte ihm nun daran hinderlich seyn?

Vat. Wenn wir, zum Beispiel, einen Gast bekämen, und wir führten ihn in eine sehr angenehme Gesellschaft von Musiklieb-

habern;

habern; diese wären auch so leutselig und höflich, daß sie alle ihre Kräfte aufböten, den Fremden zu ergötzen; sie unterredeten sich erst von Musik, mit Anmuth und seltener Gründlichkeit; hernach spielten sie, mit allem Fleiß und aller Kunst, die schönsten Stücke, so daß ein Musicus von ihnen bezaubert und mit neuen Kenntnissen bereichert, aus ihrem Cirkel gienge: nicht wahr, unser Gast würde sich sehr gefreut haben?

Ferd. Das ist eine große Frage: denn vielleicht liebt er die Musik nicht.

Vat. So! Also muß man Musik lieben und auch wol kennen, wenn man in einer Gesellschaft Musikverständiger Vergnügen finden will!

Ferd. Ja freilich. Denn ohne Kenntniß und Geschmack, macht die Musik kein Vergnügen; der Zuhörer hat nur Langeweile.

Vat. Also möchten wir alle durch unsre Gefälligkeit und Gastfreundschaft unserm Gast wol gar Langeweile gemacht haben?

Ferd. Das wäre sehr möglich.

Vat. Wenn wir aber unsern Gast in eine Gesellschaft von Gelehrten geführt hätten, und diese Gelehrten hätten alle ihre Kräfte aufgeboten, den Fremden durch lehrreiche und interessante Gespräche zu unterhalten: wie dann?

Wilh. Wenn er nicht selbst ein Gelehrter ist, und die Wissenschaft versteht und liebt, so wird er nichts als Langeweile empfinden.

Vat. Nun so wollen wir, um sichrer zu gehen, ihn in eine Gesellschaft bringen, wo weiter nichts als Scherz und Spiel getrieben wird.

Wilh. Damit gehen wir noch nicht ganz sicher: denn wer weiß, ob er das Spiel und den Scherz liebt? Der Ernst mag ihm wol angenehmer seyn.

Vat. Aber dann ist der Mann wol gar ein dummer und mürrischer Mann, da man

ihn weder durch Scherz und Spiel, noch durch Musik, noch durch wissenschaftliche Gespräche vergnügen kann?

Wilh. Das sagen Sie gewiß nicht im Ernst, lieber Vater. Denn unser Gast könnte immer ein lieber, gefälliger und sehr geschickter Mann seyn, der aber nur von Gelehrsamkeit, Musik und Spiel nichts wüßte. Vielleicht ist er ein vortrefflicher Oekonom, ein braver Soldat, ein geschickter Jurist, ein großer Handelsmann, oder wer weiß was noch mehr.

Vat. Du hast Recht, mein lieber Wilhelm. — Ihr sehet also, meine Kinder, daß es, um in der Gesellschaft Vergnügen zu finden, nicht genug ist, ein guter Mensch zu seyn, seine Leidenschaften zu beherrschen, unter gute, vortreffliche Menschen aufgenommen zu werden: sondern, daß man noch gewisse Eigenschaften und Geschicklichkeiten haben muß.

Ferd. Das ist offenbar; man muß zu der Gesellschaft passen, in welcher man sich befin-

befindet, Kenntnisse haben; und wenn man vielerlei Gesellschaften genießen will, muß man vielerlei verstehen und lieben, sich in viele Menschen schicken, und einen biegsamen Charakter haben.

Vat. Sollte es denn in jenem Leben auch so seyn? Was denket ihr?

Wilh. Ich wüßte wahrlich nicht, wie es anders seyn könnte.

Vat. Ganz gewiß nicht anders. Der Ort und die Zeit thun hier zur Sache nichts. Wer in jenem Leben glücklich seyn will, muß Kenntniß erwerben, seine Leidenschaften beherrschen, und sich in die Menschen fügen lernen.

Und nun zuletzt, sollte der Mensch, wie wir sagten, in Thätigkeit und Arbeit in jenem Leben seine Glückseligkeit finden.

Glaubet ihr denn aber, daß Jedermann an der Arbeit Vergnügen findet?

Ferd. O nein. Der Faullenzer, der Träge arbeiten mit Widerwillen.

Wilh. Auch der arbeitet zuweilen nicht mit Vergnügen, der sonst gern arbeitet; nemlich, wann er müde ist, oder die Arbeit ihm zu schwer wird.

Ferd. Auch die Kinder, ob sie gleich thätig sind, arbeiten nicht gern.

Vat. Was gehörte denn wol dazu, um mit Vergnügen zu arbeiten?

Wilh. Ich dächte das, daß man nicht mit zu vieler Beschwerde arbeitete.

Vat. Richtig. Der Mensch thut *mit Vergnügen*, was ihm nicht zuviel Mühe kostet; was ihm aber schwer wird, ist ihm unangenehm.

Wenn wir also in diesem und in jenem Leben, in einer nützlichen Thätigkeit unsre Glückseligkeit finden wollen, müssen wir uns

die Arbeit zu erleichtern suchen, so daß sie unsre Kräfte nicht übersteigt.

Wie aber kann man sich die Arbeit erleichtern und angenehm machen?

Ferd. Man muß die gehörigen Kenntnisse und Fertigkeiten erwerben, und sich durch Uebung und Anhalten, an die Arbeit gewöhnen.

Vat. Man muß also vorerst die Arbeit kennen; man muß wissen, wie man sie anzugreifen hat, welche Mittel dazu die besten, leichtesten und sichersten sind. Dann muß man die Fertigkeit erlangt haben, diese Mittel so anzuwenden, daß man nicht lange darnach suchen darf. So z. B., wenn man mit Vergnügen lesen will, muß man schon so gut lesen gelernt haben, daß man nicht mehr buchstabiren darf, oder nach den kleinsten Kennzeichen eines Buchstabens zu sehen nöthig hat, um ihn von einem andern, beinah ähnlichen, zu unterscheiden.

Zuletzt muß man noch, durch Uebung, Arbeitsamkeit gelernt haben.

Ferd. Ich dächte aber, wenn man nur ein guter, ehrlicher Mensch wäre, so würde alles Uebrige, als das Fügen in Andre, die Arbeitsamkeit, und dergleichen mehr, wol von selbst, ohne besondre Uebung sich finden.

Vat. Meinest du? Hast du denn nicht schon manchen ehrlichen, guten Mann gesehen, der eigensinnig ist, oder einen rauhen Charakter hat? den man ehrt und liebt, aber mit welchem man nicht gern umgeht?

Ferd. Das ist wahr; und bei dieser Schilderung fällt mir unser guter ....

Vat. Still! Es muß Niemand genannt werden; denn man kann nicht wissen, ob man ihm nicht schaden, oder wenigstens zu nahe treten wird.

Sollte denn auch wol jeder gute Mann arbeitsam seyn? Giebt es nicht recht gute

Leute,

Leute, die nicht arbeiten, weil sie keine Geschäffte haben? Gutmüthigkeit und Fleiß sind gar nicht einerlei.

Also, meine Kinder, wenn wir uns ein glückliches Leben in die Zukunft versichern und vorbereiten wollen, müssen wir in diesem Leben unsern Verstand üben und bilden, daß er Wahrheit kennen und schätzen lerne; wir müssen unsre Gefühle bilden, daß unser Herz fähig sey, die Tugend zu schätzen; wir müssen unsre Leidenschaften beherrschen lernen, damit uns die Tugend erleichtert und die Reue über Fehltritte erspart werde. Wir müssen Kenntnisse erwerben, um Theil an der Freude Andrer nehmen zu können, und uns in sie fügen zu lernen; welches letztere wiederum Herrschaft über unsre Gefühle und Leidenschaften erheischt. Zuletzt müssen wir uns zur Thätigkeit und Arbeitsamkeit gewöhnen.

Wer dieses alles geleistet hat, darf sich eine freudige Zukunft versprechen; und unser Glück besteht darin, daß wir mit der Er-

füllung dieser Bedingungen das genaueste Verhältniß beobachten.

Und was sollte in der Gesellschaft der Seligen, der Dumme, der Gefühllose, der Sklave der Leidenschaften, der Müßiggänger? Woran sollten diese Vergnügen finden? Selbst die göttliche Allmacht könnte sie nicht beseligen.

Ende des fünften und letzten Theils.

Register.

IV. Theil.

Von der Unsterblichkeit der Seele.

Erste Abtheilung. Daß die Seele nach dem Tode fortdauert, aus ihrer Natur und ihren Kräften bewiesen. Seite 1

Eingang. Der sterbende Arist, und vorläufige Unterredung zwischen Philothee und seinen Kindern. 3

Zweites Gespräch. Geschichte der Lehre von der Unsterblichkeit: 1) bei den Alten, 2) bei rohen Völkern. 32

Drittes Gespräch. Von den Schwierigkeiten wider die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele. 1) Der

Körper stirbt. 2) Die Seele bedarf des Körpers. 3) Sie hängt vom Zustande des Körpers ab. Plan der folgenden Abhandlung. S. 75

Viertes Gespräch. Beweis, daß die Seele vom Körper verschieden ist. Man fühlt verschiedene Theile des Körpers; das Ich ist immer Eins. Die Seele kann weder das Gehirn, noch die Nerven seyn. 93

Fünftes Gespräch. Fortsetzung des vorigen. Ist die Seele ein Geist? Unsre Seele ist dauerhafter, als unser Körper; Beweis aus der Aufmerksamkeit. 117

Sechstes Gespräch. Fernere Betrachtungen. Die Vortrefflichkeit oder Stumpfheit der Sinne, macht die Vortrefflichkeit oder Stumpfheit der Seele nicht aus. 148

Siebentes Gespräch. Daß die Seele den Gesetzen der Körperwelt wahrscheinlich nicht unterworfen ist. Wird aus der willkührlichen Bewegung erwiesen. 169

Achtes Gespräch. Daß die Seele nicht Materie ist. Fortsetzung. Von der Bewegung. Einheit des Denkens. 208

V. Th. Von der Unsterblichkeit der Seele.

Zweite Abtheilung. Moralische Beweise, daß die Seele nach dem Tode fortlebt, aus dem Willen des Schöpfers. S. 1

Neuntes Gespräch. Uebergang zu den moralischen Beweisen. Die Seele dauert wol fort; aber wird sie auch fortleben, da sie einen Körper zu bedürfen scheint? Wir müssen also sehen, ob es Gottes Absicht ist, daß die Seele lebe, um uns versichern zu können, daß Er sie in einen Zustand setzen wird, wo sie leben kann. 3

Zehntes Gespräch. Erster und zweiter moralischer Beweis; oder, Beweis, daß es Gottes Wille ist, daß die Seele lebe. 1) Alle Menschen haben einen Begriff und die Hoffnung des zukünftigen Lebens. 2) Gott erreicht in diesem Leben seine Absichten mit der Glückseligkeit des Menschen nicht. 22

Eilftes Gespräch. Dritter moralischer Beweis. Die Tugend, und besonders der höhere Grad derselben, welcher nur mit Mühe und Beschwerden erlangt wird, erhält keinen ihren Beschwerden angemessenen Lohn. 50

Zwölf-

Zwölftes Gespräch. Vierter moralischer Beweis. Unsre Vernunft steht mit diesem Leben in Mißverhältniß. 1) Sie ist für das Glück dieses Lebens zu groß. 2) Die Absicht Gottes bei der Vernunft wird nicht erfüllt. 3) Die Vernunft thut mehr Schaden, als Nutzen. S. 72
Dreizehntes Gespräch. Fortsetzung. Die Vernunft ist dem Menschen an seiner Glückseligkeit eher hinderlich, als beförderlich; sowol in ihrem höhern Grade, als in ihrer Mittelmäßigkeit. 101
Vierzehntes Gespräch. Gott hat, bei seinen Einrichtungen mit dem Menschen, mehr auf dessen Bildung, auf Kosten der Glückseligkeit desselben, gesehen. 134
Funfzehntes Gespräch. Resultat alles Vorhergehenden. Die Seele ist unsterblich. 171
Sechzehntes Gespräch. Folgen der Lehre von der Unsterblichkeit der Seele auf unser Verhalten in diesem Leben. Worin unsre Vorbereitungen auf die Glückseligkeit des künftigen Lebens bestehen müssen. 193

Druckfehler.

Erster Theil.

S. 124. Z. 2. von unten: vortheilhafter, lies: vortheilhaft.
— 156. — 15. von oben: seine Lehre, lies: diese Lehre.
— 164. — 9. von oben, daß, da die Erde, lies: da die Erde.

Zweiter Theil.

S. 34. Z. 1. v. o. leber, lies: lieber.
— 55. — 15. — kein Vernünftiger, lies: ein Vernünftiger.
— 84. — 2. v. u. Zulässigkeit, lies: die Zulässigkeit.

Drit-

Dritter Theil.

S. 192. Z. 4. v. u. und Thiere, lies: und die Thiere.

Vierter Theil.

S. 135. Z. 8. v. u. beide Kraft, lies: beide Kräfte.

Fünfter Theil.

S. 53. Z. 3. v. u. diese, lies: dieses.
— 54. — 6. v. u. von einem äußerlich guten, lies: äußerlich von einem guten.
— 67. — 5. v. u. vergelten, lies: nicht vergelten.
— 106. — 5. v. u. solche, lies: solchen.
— 118. — 4. v. o. *faux*, lies: *foux*.
— — — 6. v. o. *tienne*, lies: *tiennent*.

Bey Lagarde und Friedrich in Berlin und Libau werden in der Ostermesse 1788 folgende neue Bücher erscheinen.

Abenteuer eines Maurers. Zur Warnung für Geweihte und Profane. 8. mit einer Titel-Vignette.

Bürja (Herrn Professors A.) erleichterter Unterricht in der höhern Meßkunst, oder deutliche Anweisung zur Geometrie der krummen Linien. 2 Bände gr. 8. mit 2 à 300 Holzschnitten.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Königl. Preuß. Generals von der Infanterie, Freyherrn de la Motte Fouque', in welchen zugleich dessen merkwürdiger Briefwechsel mit Friedrich dem Zweyten enthalten ist. 2 Theile. 8. Schrbp. nebst Portrait des Generals von D. Berger. 1 thlr. 12 gr.

Funcks (J. D.) Gedichte. 8. holl. Schrbp. mit Titel-Vignette.

Guiberts (des Gr. v.) Lobschrift auf Friedrich den Zweyten: aus dem Franz. übersetzt und mit einigen Zusätzen begleitet von Zöllner. 8. auf holl. Papier. 16 gr.

— dasselbe auf ord. Schrbp. 12 gr.

La Veaux (Herrn Pr. de) methodischer Unterricht in der französischen Sprache für die Deutschen, worin alles enthalten ist, was erfordert wird, diese Sprache zu lehren und zu lernen. 1s und 2s Elementarbuch in 6 Theilen. 8 1787—88.

Lettre

Lettre à un ami de Genève ſur la conſtitution et la proſpérité, des colonies françaiſes dans les Etats du Roi de Pruſſe. 8. 4 gr.

Mémoires du Baron de la Motte Fouqué, Général d'Infanterie Pruſſienne; dans lesquels on a inſéré ſa Correſpondance intereſſante avec Frédéric II. Roi de Pruſſe. 2 Vol. 8. 1 thlr. 12 gr.

— dieſelben auf fein holl. Poſtp. 2 thlr. 8 gr.

— dieſelben auf groß Schweizerp. 3 thlr. 8 gr.

Portrait de Frédéric le Grand, tiré des Anecdotes les plus intereſſantes de ſa vie, militaire philoſophique & privée, par S. F. Bourdais, *Inſtituteur de S. A. R. Mad. la Princeſſe Wilhelmine de Pruſſe.* 8. avec beau frontiſpice. 18 gr.

Reclam (des Herrn) Biographien aus der Brandenburgiſchen Geſchichte, 1s Heft. Waldemar, Markgraf zu Brandenburg, aus dem Franz. überſetzt von der Verfaſſerin der Briefe der Dem. S** 8. 3 gr.

Schilderung Friedrichs des Großen, nach den intereſſanteſten und glaubwürdigſten Anekdoten ſeines öffentlichen und Privatlebens entworfen von S. F. Bourdais, Lehrer der ſchönen Wiſſenſchaften bey J. K. H. der Prinzeſſin Wilhelmine von Preußen. 8. mit Titelkupfer. Schreibp. 18 gr.

Villaume, Philothee, oder die erſten Lehren der Religion. 5 Bände 8. 2 thlr. 16 gr.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Villaume, Peter, 1746-1825

Philothee oder die ersten Lehren der Religion

Bd.: 5

Berlin und Libau (1788)

Catech. 640-4/5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10390023-2
VD18 80525032-001